

FRECKENHORSTER KREIS

INFORMATIONEN

Heft 174 / 2023



Wege nach Korinth

INHALT

<i>Heinz Bernd Terbille</i> : Einladung zum Lesen	S. 3
<i>Norbert Scholl</i> : Zweierlei Eucharistie	S. 4
<i>F. Kerstiens</i> : Vagabundierende Gedanken	S. 7
<i>Karl-Heinz Ohlig</i> : Was heißt „Transsubstantiation“	S. 13
<i>F. Ringler</i> : Priestertum und „Amtsverständnis“ der röm.- katholischen Kirche – ein Bruch mit der Tradition Jesu u. der Urkirche!	S. 20
<i>Irmgard und Benno Rech</i> : Wer hat sich verirrt?	S. 25
<i>Ulrich Lüke</i> : Fünf Minuten zu früh ... oder Geduld haben?	S. 28
<i>G. Collet</i> : Frère Roger Schutz: Gründer der Communauté von Taizé	S. 30
Einladung zur Vollversammlung	S. 40
Vollversammlung des Freckenhorster Kreises 2023 in Nienberge	S. 41
Bericht der Sprecher*innengruppe des Freckenhorster Kreises vom Oktober 2022 bis zum März 2023	S. 42
FK 2023 Vollversammlung Jahresbericht Büro	S. 44
Übersicht über die Konten des Freckenhorster Kreises / 2022	S. 46
<i>Josef Bendfeld</i> : Da berühren sich Himmel und Erde...	S. 47
<i>Ludger Ernsting</i> : Erklärung der Gastkirche zum Jahrestag des Angriffskrieges Russlands auf die Ukraine	S. 51
<i>Christine Funk</i> : Vertrauen in Gott, der stört - Erinnerungen an Christian Herwartz SJ	S. 52
Buchbesprechung: Biblische Zeitansagen von F. Kerstiens	S. 55

Unsere Internetseite finden sie unter: <https://www.freckenhorster-kreis.de/>



Aktuelles und Termine

Der Freckenhorster Kreis

- Reformgruppe im Bistum Münster und darüber hinaus
- gegründet 1969 in Freckenhorst
- beteiligt an der Umsetzung der befreienden Impulse des 2. Vatikanischen Konzils.

Liebe Mitglieder,
Freundinnen und Freunde des Freckenhorster Kreises,
liebe Leserinnen und Leser,

das Titelbild zeigt die Ruinen des Apollo-Tempels in der antiken Stadt Korinth, der Hafenstadt zwischen den Meeren, in der griechisches und römisches Denken sich begegneten. Paulus hat in dieser Stadt eine Weile gelebt und eine christliche Gemeinde (Hausgemeinde) gegründet, in der es nach Gal. 3,26f keine trennenden Rangunterschiede geben durfte.

Wie die Gemeinde nach dem Ritual des in Griechenland damals üblichen Symposion (Hauptmahlzeit mit mehreren Gängen und danach Gespräche, gefeuchtet mit reichlichem Weingenuss) ihr Dankesmahl feierte, ist in den „Freckenhorster Kreis Informationen, Nr. 162, 2019 unter dem Titel „Vom jüdischen Tempelkult zum Erinnerungsmahl – Korinthische Hausgemeinden als liturgische Leitbilder für Eucharistiefiern in Zeiten des Priestermangels“ beschrieben.

In seinem Brief an die Gemeinde (1Kor 11,17-34) tadelt Paulus das unwürdige Verhalten wohlhabender Mitglieder, die gegen die Regel des Mahles essen und (sich be)trinken, ohne auf die „Habenichtse“, vielleicht Hafenarbeiter und Sklaven, zu warten.

Mit dem Coverbild und -titel als Erinnerung an die Korinthische Gemeinde möchte dieses Heft ermutigen, mit dem einander Brechen des Brotes und Teilen des Weines dort, wo Eucharistiefiern wegen fehlender Priester entfallen, die Erinnerung an Jesu Tod und Wiederkunft zu feiern und dafür zu danken.

Mit den „Vagabundierenden Gedanken“ zu seinen drei Fragen gibt Ferdinand Kerstiens hilfreiche Anstöße zur Lektüre der Texte dieses Heftes.

Heinz Bernd Terbille



Zweierlei Eucharistie

Norbert Scholl

Man mag zum christlichen Abendmahl stehen, wie man will – es ist eine in der gesamten Menschheitsgeschichte einmalige, geradezu geniale, göttliche „Erfindung“: Kein blutiges Schlachtopfer, kein aufwändiges Zeremoniell, kein magisch-mystisches Spektakel, sondern gemeinsames Essen und Trinken wird zur eigentlichen und zentralen Form des Gottesdienstes erhoben. Symbolträchtig werden das alltägliche, „gewöhnliche“ Brot verwendet, das Menschen zum Leben und zum Überleben brauchen, und Wein, der Freude ins Leben bringen kann. Leben vor Gott und für Gott soll nicht nur vom „Ernst des Lebens“, von der harten und Not wendenden Sicherung des Lebensunterhalts geprägt sein, sondern auch von Dankbarkeit und Freude.

Die Mähler Jesu und sein Abschiedsmahl

Gemeinsames Essen und Trinken begründet Lebensgemeinschaft. Es ist Sache von Menschen, die als Familie zusammengehören oder die als Freunde miteinander leben und füreinander eintreten wollen. Die Evangelien erzählen mehrmals davon, dass Jesus mit Menschen unterschiedlicher Schichten und Gruppierungen Mahl gehalten hat – mit seinen engsten Freunden und Vertrauten, mit Leuten, die ihm voll

Jesus deutet das gemeinsame Mahlhalten als Gleichnis für die anbrechende neue Welt Gottes, von der niemand ausgeschlossen sein soll.

Misstrauen begegneten, mit Ausgestoßenen und Verachteten, mit Orientierung Suchenden und Outcasts. Jedermann und jedefrau war eingeladen. Jesus deutet das gemeinsame Mahlhalten als Gleichnis für die anbrechende neue Welt Gottes, von der niemand ausgeschlossen sein soll.

Kurz vor seinem Tod aß und trank er nochmals zusammen mit seinen engsten Freunden. Er sah darin ein Zeichen seiner über den Tod hinaus dauernden Gemeinschaft. Hier wird am dichtesten erkennbar, was auch die übrigen Mahlgemeinschaften aussagen wollten: Jesus teilt sich selbst mit - „Das ist mein Leib ... das ist mein Blut“. Und wenn man dem Evangelisten Johannes glauben darf, wusch er zuvor wie ein Sklave seinen Freunden die Füße – ein weiteres Zeichen für die schon in seinen Mahlgemeinschaften angesagte Überwindung von Grenzen und für seine Hingabebereitschaft.

Mahlgemeinschaften der frühen Kirche

Nach seinem gewaltsamen Tod trafen sich alle, die bereit waren, seine Botschaft weiter zu tragen, regelmäßig „in ihren Häusern. Sie brachen das Brot und hielten miteinander Mahl voll Freude und mit

lauterem Herzen.“ Nirgends ist davon die Rede, ob dieses Essen von einem eigens dafür durch die Apostel „geweihten“ Mann geleitet wurde. Auch von Paulus wissen wir nichts darüber, er spricht nur von „Zusammenkünften der Gemeinde“, nicht von deren Leiter oder Leiterin. Dass aber angesichts der immer größer werdenden Gemeinden auch wohlhabende Witwen ihre Häuser dafür zur Verfügung stellten und dann die Versammlung leiteten, dürfte selbstverständlich gewesen sein. Paulus erwähnt einige dieser Frauen namentlich (Junia, Priska, Phöbe, Lydia). Eine eigene „(Priester-)Weihe“ gab es nicht. Paulus weiß nur von einer „Handauflegung“, dem (alttestamentlichen) Zeichen der Geistmitteilung, zu berichten. „Für eine sakral-mystische Grundlegung des Amtes in der Eucharistie (lassen sich) nirgends biblische Gründe finden“ (Edward Schillebeeckx).

Nirgends ist davon die Rede, ob dieses Essen von einem eigens dafür durch die Apostel „geweihten“ Mann geleitet wurde.

Öffentliche, staatstragende Eucharistie

Es dauerte nur wenige Jahrzehnte, da wurde aus dem Mahl für alle ein Kult für wenige Auserwählte, aus dem „Brot, gebrochen für alle“ ein Opferritual („heiliges Messopfer“), aus der göttlichen „Erfindung“ eine menschliche Selbstdarstellung. Das Eigentliche, das Mahl im Gedenken an die Mähler Jesu und an sein letztes Abendmahl, wurde in den Hintergrund gedrängt und überlagert von einem, bei festlichen Anlässen ins Pompöse gesteigerten Opfer-Kult, von einem steifen Zeremoniell, jeweils geleitet von einer sich dafür allein bevollmächtigt haltenden Männerriege, die dieses Monopol mit aller ihr zur Verfügung stehenden Macht verteidigte (und bis heute verteidigt). Das Vorbild dafür lieferten die Opferrituale der heidnischen Oberpriester, die für das Wohl des Kaisers und das Imperium Romanum dargebracht wurden, um die Götter gnädig zu stimmen. Dabei ähnelte die römische Kultpraxis in Vielem einer magischen Handlung und Beschwörung: Wurden die Vorschriften und Formeln exakt und fehlerfrei eingehalten, so waren die Götter genötigt, den Menschen ihr Wohlwollen zu schenken.

Die christlichen „Aufseher“ (griech.: Episkopoi, dt.: Bischöfe) übernahmen die Amtsinsignien ihrer heidnischen Vorgänger: die Mitra, ein Kennzeichen persischer Fürsten, den Krummstab, das Herrschaftszeichen von Pharaonen und ägyptischen Gottheiten, und das Pectorale (Brustkreuz), das magischen Zwecken diente und von den Pharaonen getragen wurde. Sie nennen sich jetzt „sacerdos publicus populi Ro-

mani“ – „öffentlich bestellter Vollzieher einer heiligen Handlung für das römische Volk“ – und haben wie ihre heidnischen Vorgänger mittels eines genau reglementierten Kult- und Opferwesens für die Verbindung zwischen dem Gemeinwesen oder dem Einzelnen (Kaiser) und der sakralen Sphäre, für die Gnade der Götter und die richtige Deutung der Götterzeichen Sorge zu tragen. Wie in der römischen Kultpraxis spielte auch im christlichen Kult die exakte Beachtung der „Rubriken“ – der rot gedruckten „Regieanweisungen“ für jede einzelne Kulthandlung – die entscheidende, geradezu magisch wirkende Rolle für die „Gültigkeit“ des Kultes.

Der Kultrepräsentant steht nun in direkter Beziehung zur staatlichen Macht und deren Interesse, während die einfachen Gläubigen, die „Laien“, immer mehr zu teilnahmslosen Zuschauern des Kultdramas degradiert werden.

Der Kultrepräsentant steht nun in direkter Beziehung zur staatlichen Macht und deren Interesse, während die einfachen Gläubigen, die „Laien“, immer mehr zu teilnahmslosen Zuschauern des Kultdramas degradiert werden. Aus denen, „die arbeiten, leiten und mahnen“ (1 Thess 5,12), aus den „Hütern“ und „Ältesten“ des Anfangs wird ein „Heiliger Vater“ mit vielen Eminenzen, Exzellenzen, Prälaten 1. und 2. Klasse, wirklichen und geheimen geistlichen Räten, Monsignori, päpstlichen Thronassistenten, Protonotaren 1., 2., 3. und 4. Klasse, Hoch-

würdigsten und Hochwürdigen Herren. Ein exklusiver, privilegierter Männerclub. Und für den Kult werden gewaltige „Basiliken“ errichtet (Basilika von griech.: *königliche Halle*).

Das alles geschah – und geschieht noch immer -, obwohl „das Neue Testament ... weder geweihte Personen, noch eigene Kultorte, weder Opferhandlungen noch heilige Zeiten der Christen (kennt)“ (Rudolf Pesch).

Bis in die Gegenwart hinein dauert dieser Prozess fort. Dass die Männerriege bei Abweichungen „null Toleranz“ zeigt, beweist in jüngster Zeit die Exkommunikation eines österreichischen Ehepaares, das in seinem Haus zusammen mit einer kleinen Gemeinde sich das „schwere Vergehen“ erlaubt hatte, ohne Anwesenheit eines Ordinierten Eucharistie zu feiern.

Konsequenzen

Von dem Augenblick an, als der „Älteste“ (presbyter) und/oder der „Aufseher“ (episkopos) zum „sacerdos publicus populi Romani“, zum „öffentlich bestellten Vollzieher einer heiligen Handlung für das (römische) Volk“ wurde, bekam das eher intime Abend- und Abschieds-

mahl Jesu eine andere Funktion: Es trat in die Nachfolge des Opfer-
ritus für das Wohl des Volkes, wurde zu einer öffentlich-rechtlichen
Veranstaltung und durfte nur noch von jenen Männern „zelebriert“
werden (Frauen waren in Rom als Opferpriester nicht zugelassen), die
dazu vom Staat bzw. von der Kirche beauftragt und beamtet
(„ordiniert“) wurden. Es gab also zweierlei Eucharistiefiern: Die öffent-
liche, das „Amt“, und die private, das „Zusammenkommen in den Häu-
sern“, das „Brotbrechen“, das „miteinander Mahl Halten“, das „Dank-
sagen“ (griech.: eucharistein). Beide hatten und haben eine Berech-
tigung. Beide sind gültig und erlaubt.

Allerdings haben die „sacerdotes publici sanctae ecclesiae Romanae“
das Monopol zur Feier der Eucharistie im Laufe der Zeit und mit Zu-
nehmen ihrer Macht an sich gerissen und nur noch die von ihnen
veranstalteten Feiern geduldet. Das ist eine unerlaubte Anmaßung.
Mit dem letzten Mahl Jesu haben die Orchestermessen, Pontifikal-
ämter und Papstmessen im Fußballstadion vor einer Million Teilneh-
mer kaum noch etwas zu tun. Es ist nicht einzusehen, warum neben
den „amtlichen“ Eucharistiefiern, veranstaltet von der römisch-katho-
lischen Kirche und ihren eigens dafür „ordinierten“ Beamten, nicht
auch weiterhin „private“ Mähler im Gedenken an die Mähler Jesu und
an sein Abschiedsmahl gefeiert werden dürfen.

Norbert Scholl (7. Juli 1931) ist ein deutscher Theologe und Hochschulleh-
rer. Scholl engagierte sich für Erneuerungen der römisch-katholischen Kir-
che.

in: Imprimatur Heft 4/2014



Vagabundierende Gedanken

Ferdinand Kerstiens

Der Synodale Weg durfte über die Frage nach dem Priesteramt für
Frauen nicht abstimmen und nur die „Prüfung“ der Weihe von Dia-
koninnen und des Pflichtzölibates der Priester fordern. Bischof Over-
beck von Essen hat mitgeteilt, dass in Zukunft nicht mehr überall
Eucharistiefiern angeboten werden können. Das veranlasst mich drei
Fragen öffentlich zu stellen, die mich schon lange umtreiben:

1. **Frage:** Hat eine/r was dagegen, dass gläubige Menschen gemein-
sam in der Bibel lesen? Wenn die Antwort „Nein“ ist, dann
2. **Frage:** Hat eine/r was dagegen, wenn diese Menschen auch ge-

In 1 Kor 12 spricht Paulus von den vielen Geistesgaben, die in der Gemeinde wichtig und präsent sind. Aber da ist von der Leitung des Herrenmahles nicht die Rede. Die Aufforderung von Paulus, das Herrenmahl richtig zu feiern, ergeht also an die Gemeinde als ganze.

meinsam tun, was in der Bibel steht? Wenn die Antwort „Nein“ ist, dann

3. Frage: Wenn sie nun 1 Kor 11 lesen mit dem ältesten Bericht vom Herrenmahl und sie tun, was da ausdrücklich steht: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ ist das keine Eucharistiefeier?

Paulus ist leichtsinnig. In 1 Kor 12, also im nächsten Kapitel, spricht Paulus von den vielen Geistesgaben, die in der Gemeinde wichtig und präsent sind. Aber da ist von der Leitung des Herrenmahles nicht die Rede. Die Aufforderung von

Paulus, das Herrenmahl richtig zu feiern, ergeht also an die Gemeinde als ganze. Wie das im Einzelnen geschehen ist oder zu geschehen hat – davon ist bei Paulus nicht die Rede. Schade, dass kein Reporter dabei war, der vielleicht ein Video gedreht hätte. Doch das hätte auch nicht geholfen. Ein Reporter der taz oder der Deutschen Tagespost oder gar ein informeller Mitarbeiter der römischen Glaubensbehörde hätten sicher sehr unterschiedlich berichtet. Die Gemeinde wird also wohl nach ihrer eigenen Weise das gemeinschaftliche Mahl begangen haben, ebenso die Gemeinden, von denen Paulus von diesem Gedächtnismahl Jesu gehört hat.

Doch Paulus redet der Gemeinde ins Gewissen: Das ist nicht mehr das Herrenmahl, was ihr da feiert. Die wenigen Mächtigen und Reichen, in deren Häusern man mit einer kleinen Gruppe zusammenkommen konnte, hatten schon genug gegessen und getrunken, bevor die Armen dazu kamen und leer ausgingen. Das passt dem Paulus überhaupt nicht. Denn im Mahl soll deutlich werden: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Herren, nicht männlich und weiblich; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ (Gal 3,28). Beim Herrenmahl sollen alle satt werden. Dazu kommt noch für Korinth, wie Paulus selber sagt, dass da die meisten Mitglieder der Gemeinde zu den armen Schluckern gehörten, zu den Ausgebeuteten und Ausgegrenzten. Also war das Herrenmahl in Korinth nicht im Sinne Jesu, der alle an seinen Tisch geholt hat.

„Wenn ihr euch versammelt, ist das kein Essen des Herrenmahles“ sagt Paulus nicht etwa, weil da kein geweihter Priester war. Der hätte ja zur Not das Mahl auch alleine gültig feiern können, wie das später der Fall war. Es ging auch nicht um bestimmte Riten, die nicht beach-

tet wurden. Das Herrenmahl war unwürdig, weil die Hungerleider hungrig blieben. Nicht die ganze Gemeinde war unwürdig, sondern nur die Reichen, die durch ihr Verhalten zeigten, dass sie nichts von Jesus und seinem Mahl verstanden hatten.

Da haben wir das Dilemma: 1 Kor 11 ist der älteste Bericht vom Herrenmahl. Und schon ging es daneben. Die Evangelien sind erst ca. 30 Jahre später aufgeschrieben. Die ersten drei sprechen auch vom letzten Abendmahl. Aber der Auftrag Jesu „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ war keine „Priesterweihe“. Denn Jesus hatte mit dem Tempelpriestertum nichts gemein. Es war auch keine „Bischofsweihe“, die an die Nachfolger weitergegeben werden sollte, damit die wieder Priester weihen könnten. Das alles lag außerhalb des Horizontes dieses Jesus. Wer weiß, ob nicht auch die Frauen beim letzten Abendmahl dabei waren, mit denen Jesus die ganze Zeit unterwegs war. Hätten die dann auch was von der „Weihe“ mitgekriegt?

Und Johannes, der 4. Evangelist, schreibt vom letzten Abendmahl, aber nichts von den „Wandlungsworten“. Geht es also auch ohne diese Worte? Aber nach Jesus geht es sicher nicht ohne das, was er in der Fußwaschung vorlebte. Da heißt es ausdrücklich: „Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen.“ (Jo 13,14) Das entspricht dem Wort, das Paulus von Jesus überliefert hat: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“.

„Gedächtnis“ heißt neue Gegenwart. „Presente“ rufen die Gemeinden in Lateinamerika, wenn sie der Toten gedenken. Jesus hat auch dem Judas die Füße gewaschen. Das ist ja als Bild zu verstehen für alle Dienste, die dem Leben der Menschen dienen, der Würde, die ihnen zusteht. Nach 1 Kor 11 folgt 1 Kor 12 mit den Charismen, dann 1 Kor 13 mit dem Hohen Lied der Liebe. Daran entscheidet sich auch die Würdigkeit für das Herrenmahl, an nichts anderem.

Zur Gültigkeit des Herrenmahles in der Gemeinde, der Eucharistiefeier, gehört also, dass alle satt werden und davon leben können und dass so durch gegenseitige Dienste die Würde der Menschen, der Brüder und Schwestern Jesu gewahrt wird. Diese Feier steht unter der Verheißung Jesu, dass er dann gegenwärtig sein wird mit seiner ganzen Liebe, mit seiner ganzen Hingabe für uns, damit wir „das Leben haben und es in Fülle haben“ (Joh

Zur Gültigkeit des Herrenmahles in der Gemeinde, der Eucharistiefeier, gehört also, dass alle satt werden und davon leben können und dass so durch gegenseitige Dienste die Würde der Menschen, der Brüder und Schwestern Jesu gewahrt wird.

10,10). **Das Subjekt des Herrenmahles, der Eucharistiefeier, ist die Gemeinde als Ganze, nicht ein Priester.** Die große Gemeinschaft der Kirche muss also Sorge tragen, dass überall dieses Mahl gefeiert werden kann und dass die Gemeinden im Geiste Jesu dadurch ge-

Eine Feier des Herrenmahles in der gläubigen Gemeinde wird durch das Fehlen der Liebe, nicht durch das Fehlen eines Amtsträgers unwürdig.

stärkt werden, und dass sich dies im Dienst am Leben der Notleidenden aller Art bewahrheitet. Eine Feier des Herrenmahles in der gläubigen Gemeinde wird durch das Fehlen der Liebe, nicht durch das Fehlen eines Amtsträgers unwürdig.

Die Ordnung der Kirche heute schreibt für die Gültigkeit der Eucharistie die Priesterweihe vor, die Jesus selbst nicht gekannt hat. Aber wie ist das, wenn Gemeinden leben, das Herrenmahl feiern wollen und kein Priester ist da? Darf die

Kirche den Gemeinden die Eucharistie, das Vermächtnis Jesu mit der Verheißung seiner Nähe, verweigern, wo sie doch durch ihre Zulassungsbedingungen zum Priesteramt (Mann, Akademiker, Zölibatär) selber am Priestermangel schuld ist? Keine verheirateten Priester wie in anderen christlichen Kirchen? „Die Kirche hat kein Recht, Frauen zu weihen.“ Woher weiß man das? „Göttliches Recht“, heißt es. Das wird immer dann bemüht, wenn die rationalen Begründungen nicht ausreichen.

Zurück zur dritten Eingangsfrage: Wenn eine Gemeinde heute im Vertrauen auf Jesus, im Glauben an sein Wirken, Kreuz und Auferstehung sich trifft und miteinander das Herrenmahl feiert ohne anwesenden Priester, ist das keine Eucharistiefeier? Die Dogmatiker sagen: Nein; in Korinth ging es schon und in vielen Gemeinden damals und noch lange, aber heute nicht mehr. Aber, ich weiß nicht, ob Jesus sich daranhält: „Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ (Mt 18,20) Jesus lässt sich nicht von der späteren, menschlich entwickelten Dogmatik einengen. Er ist einfach da. Wer könnte ihn daran hindern?? Auch das Vatikanum II. sagt, dass Jesus in vielerlei Weise in der Feier der Eucharistie gegenwärtig ist: in seinem Wort, in der Vergebung von Schuld, in der versammelten Gemeinde, im Gebet und im Mahl. Wo kann „die“ Kirche, die sich ihm verdankt, ihm im Wege stehen?

Ja doch, sie steht ihm konkret im Wege: Die sexuellen Verbrechen und ihre Vertuschung um der „Heiligkeit“ der Kirche willen hat diese konkret existierende Kirche für viele in ihrer Botschaft unglaubwürdig gemacht. Das zeigt sich nicht nur im „Priestermangel“, sondern auch

im Auszug vieler aus dem Kirchensteuerverein „Kirche“. Darunter sind auch solche, die um ihres Glaubens willen austreten, weil sie das nicht mehr mitfinanzieren können und wollen. Auch bei denen, die trotz aller Schuld dieser „Kirche“ im Glauben an die Botschaft Jesu zusammenstehen wollen, wächst das Verständnis für die systemischen Ursachen, das, was im System der hierarchischen Kirche die Botschaft Jesu blockiert. Deswegen gibt es den „Synodalen Weg“ und die römische Kritik daran. Das gläubige Volk hat zu gehorchen, nicht mitzuentscheiden. So habe ich Anfang der 60er Jahre im Katechismus über das 4. Gebot unterrichtet: Gehorsam den kirchlichen und staatlichen Autoritäten gegenüber gehört zum Gehorsam Gott gegenüber. So einfach ist (war!) das mit den Herrschaftsverhältnissen.

Was heißt „Synodalität“? Wenn ich den römischen Einsprüchen und den ihrer Satelliten in Deutschland und anderswo folge, heißt „Synodalität“: alle dürfen und sollen mitreden bei der Weltsynode, aber entscheiden wird auf Bistumsebene der Bischof, nicht etwa die Bischofskonferenz für ein Sprach- und Kulturgebiet, und auf der Weltenebene am Ende eben nur einer: der Papst. Das soll eine „Weltsynode“ sein?? Der „Synodale Weg“ in Deutschland sagt: Was alle angeht, soll auch von allen mitentschieden werden, ein altes kirchliches Prinzip. Da lese ich doch im Evangelium: „Ihr aber sollt euch auch nicht Rabbinen nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder und Schwestern... Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen, denn nur einer ist euer Lehrer, Christus“. (Mt 23.8.10) „Hierarchie“, „Heilige Herrschaft“ hat eigentlich in der Gemeinde Jesu keinen Platz, damals nicht und heute nicht. Also müssen wir heute neue Formen des Miteinanders in der Kirche entwickeln. Ob dazu auch das hergebrachte „Priestertum“ nötig ist, hat auch die Hälfte der Mitglieder des Synodalen Weges gefragt.

Wir sind Weltkirche, auch wenn manche immer noch meinen, wir sind die europäisch-römisch-katholische Kirche mit einigen Filialen in der „Dritten“ Welt. Angesichts der Weltkirche wird es zunehmend fragwürdig, die Wahrheit von einem Punkt der Erde aus zu verwalten. An diesem Anspruch ist auch schon der Kommunismus gescheitert. Sicher ist es wichtig, einen institutionellen Rahmen für die Weltkirche zu erhalten, auch als Kommunikationsbasis miteinander. Doch die Konzentrierung der Macht in einer Hand widerspricht allen humanen Gesellschaftsordnungen. Konzentrierung der Macht – das hätte dem Jesus auch nicht gefallen.

Petrus und die Zwölf hätten ungläubig gelacht, wenn sie die Beschlüs-

se des Vatikanum I gelesen hätten. Petrus „unfehlbar“ und oberster Gesetzgeber und Richter? Die ersten Gemeinden haben ungezwungen über die Fehler des Petrus („Weg mit dir, Petrus, hinter mich!“ Mt 16, 23) und den Kleinglauben der Zwölf erzählt, die später zusammen mit Frauen Apostel genannt wurden. Sie haben das sogar in die Evangelien hineingeschrieben. Die undifferenzierte Kumulation der Macht im Papsttum und derer, die meinen, daran Anteil zu haben, entspricht nicht der evangeliumsgemäßen Verheißung Jesu für seine Nachfolgerschaft. An „Kirche“ hat er ja noch gar nicht gedacht. Es gibt nur eine Einheit in Vielgestaltigkeit. Alle Uniformität ist Vergewaltigung. Alle Uniform verdunkelt den Einzelnen, auch die einzelne Gemeinde, in seiner/ihrer Einmaligkeit. Das Judentum hat nach der Zerstörung des Tempels bewiesen, dass Einheit auch ohne römische Zentrale gelebt werden kann, wenn man in der Feier des gemeinsamen Mahles die Nähe Gottes erfährt.

Da ist die Dorfgemeinschaft der Indigenen irgendwo im Amazonaswald, wo sich die Familien am Sonntag treffen, Frauen das gemeinsame Singen und Beten leiten, wo man über das Evangelium spricht als Ermutigung und Grund der Hoffnung auf mehr Leben und dann gemeinsam isst, was viele mitgebracht haben, wo ein Priester nur einmal im Jahr hingelangt. Und da ist die Totenmesse für Joseph Ratzinger/Benedikt XVI. vor der großartigen Barockfassade des Petersdom mit dem kostbaren Sarg in der Mitte, der dann noch einmal in zwei weitere kostbare Säрге eingeschweißt und mit einer Marmorplatte bedeckt wird, der Papst in Weiß, sein Hofstaat in kostbaren Gewändern, die sonst keiner mehr trägt, dann die Kardinäle in Rot und dahinter Hunderte Bischöfe in Violett, alle mit komischen Hüten, Tausende Priester in einem abgeschlossenen Block, wie die Bischöfe nicht zwischen den Menschen, wo sie eigentlich hingehören, alle einheitlich gekleidet; rechts nahe dem Altar die Mächtigen und Reichen aus Adel, Gesellschaft und Politik und hinter den geistlichen und weltlichen Honoratioren dann das einfache Volk, die Kleinen wie damals in Korinth. Ich selber würde mich dem Herrenmahl Jesu in der indigenen Dorfgemeinschaft näher fühlen als beim Requiem in Rom.

Deswegen bitte: nicht solche Hektik, nicht ein solches kirchliches Machtgebaren, nicht ein neuer Rangstreit der Jünger, den Jesus schon heftig zurückgewiesen hat. Alle gehören zur Gemeinde Jesu, die dazu gehören wollen, so unterschiedlich sie auch sein mögen. Alle sind gefragt, ob sie Liebe leben, nicht nur individuell, sondern ob die Gemeinde Jesu daran erkennbar ist. Die Kirche Jesu ist als sündige unter-

wegs. Das ist nicht nur in Deutschland wegen der Verbrechen und ihrer Vertuschung so. Seien wir deswegen froh über jede kleine Gemeinde, die das Mahl Jesu feiert im Kirchengebäude, draußen oder in den Wohnzimmern der Menschen wie damals in Korinth, und versucht, gemeinsam seine Liebe weiterzuleben, damit seine Botschaft als Grund unserer Hoffnung nicht erlischt. Damit sind auch die drei Eingangsfragen beantwortet, wenigstens für heute und morgen.

Ferdinand Kerstiens, Mitglied des Freckenhorster Kreises



Was heißt „Transsubstantiation“?

Ein kompliziertes Wort für eine einfache Sache

Karl-Heinz Ohlig

Mehr als tausend Jahre lang lebte das Christentum ohne den Begriff der „Transsubstantiation“, d.h. der substantiellen Wandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut Jesu Christi. Immer aber schon waren sie überzeugt, bei der gläubigen Feier der Eucharistie die wirkliche Gegenwart („Realpräsenz“) des Herrn zu erfahren. Wie haben sie diese Realpräsenz verstanden?

Zunächst einmal fällt auf, dass die schreibfreudigen Theologen des kirchlichen Altertums keine einzige Monographie zu diesem Thema abgefasst haben – das geschah erst in karolingischer Zeit -, obwohl sie sich sonst zu beinahe allem und jedem äußerten. Das hat seinen Grund darin, dass die Realpräsenz kein Problem war. Zu einem solchen wird sie erst, wenn sie auf Brot und Wein, die „Gestalten“ bezogen wird.

Das aber ist im Altertum weithin nicht geschehen. Vielmehr stand ganz im Vordergrund die Eucharistiefeier als ganze, als heilige Feier, in der Jesus Christus in Wort und Zeichenhandlung dem Glaubenden begegnet. Diese reale Gegenwart Jesu Christi in der ganzen Feier wurde im Altertum – vereinfacht – auf eine zweifache Weise verstanden: Einmal in judenchristlichen Kreisen und in der syrischen Kirche nach dem Modell des jüdischen Kultes, in dessen Feiern vergangene Heilsereignisse (Auszug aus Ägypten, Paschah usw.) erinnert (kommemoriert) und in der Erinnerung präsent gesetzt wurden (Geschichtsmemoria, kultische Präsenz vergangener Geschichte). Der Übergang des Christentums in die hellenistische Welt brachte es, zweitens, mit sich,

dass Geschichte keinen großen Stellenwert mehr besaß und an ihre Stelle der Kosmos trat: Gottes Handeln wurde nicht mehr so sehr in der Geschichte lokalisiert, sondern ereignete sich im Einbruch transzendentaler Wirklichkeit in diese endliche Welt hinein. Hier und jetzt wurde – präsentisch – die Realität des Göttlichen erfahren in heiligen Orten, heiligen Zeiten, heiligen Handlungen, vermittelt durch sakrale Priester.

In der Eucharistiefeier trat der Gedanke der Geschichtsmemoria zurück zugunsten der unmittelbaren, präsentischen Erfahrung der Gegenwart des Allherrschers, des göttlichen Logos, im heiligen Mysterium. Allerdings vermischten sich beide Motive – reale Präsenz Jesu Christi durch Erinnerung und durch präsentischen Einbruch des Göttlichen – oft miteinander.

Die Gegenwart des göttlichen Herrn in der heiligen Handlung war nicht schwierig zu deuten, weil für die damalige Zeit ohnehin die

Ein neues Denken kündigte sich aber noch in dieser Epoche an: In der seit 200 beginnenden, seit der Mitte des vierten Jahrhunderts sich entfaltenden lateinischen Theologie findet sich ein bisher ungewohntes Interesse an Brot und Wein und was mit ihnen passiert. Die lateinische Vorliebe für Klarheit, Definitionen und definierbare Sachverhalte bewirkte, dass nicht mehr die ganze Mysterienfeier, sondern mehr und mehr „die Sachen“ in den Blickpunkt gerieten. Auf diese, auf Brot und Wein und die Worte des Priesters wurde zunehmend die reale Präsenz Jesu Christi bezogen

sichtbare Welt nur ein schattenhaftes Abbild der allein wirklichen geistigen Welt war. Nichts galt als „realer“ denn die Ideen, der Geist, die Seele. Die „geistliche“ Gegenwart im Zeichen wurde als sehr real empfunden.

Ein neues Denken kündigte sich aber noch in dieser Epoche an: In der seit 200 beginnenden, seit der Mitte des vierten Jahrhunderts sich entfaltenden lateinischen Theologie findet sich ein bisher ungewohntes Interesse an Brot und Wein und was mit ihnen passiert. Die lateinische Vorliebe für Klarheit, Definitionen und definierbare Sachverhalte bewirkte, dass nicht mehr die ganze Mysterienfeier, sondern mehr und mehr „die Sachen“ in den Blickpunkt gerieten. Auf diese, auf Brot und Wein und die Worte des Priesters wurde zunehmend die reale Präsenz Jesu Christi bezogen.

Das griechische Erbe aber war noch so stark, dass es auch jetzt noch weithin bei einer „geistlichen“ Interpre-

tation der Realpräsenz blieb (z.B. Augustinus und auch die römische Liturgie). In manchen Regionen aber fing man an, sie „realer“, sachhafter zu verstehen und – in welchen Vokabeln auch immer – von einer „Wandlung“ zu sprechen (Ambrosius und die mailändische Liturgie).

Das neu entstehende abendländische Christentum war vor allem lateinisch geprägt, und diese Eigenart verstärkte sich im Lauf der weiteren Entwicklung. Deswegen gehört es zu den Erbstücken, die das Mittelalter mitbekommen hatte, die Realpräsenz auf die „Gestalten“ Brot und Wein zu beziehen.

Diese Tradition wurde aber in den folgenden Jahrhunderten immer mehr verstärkt. Hierzu haben verschiedene Faktoren beigetragen, die ihre Wurzeln in der germanischen und keltischen Vergangenheit haben (sie sollen hier beiseite gelassen werden). Vor allem aber hat der Umstand, dass immer mehr – endgültig seit der angelsächsischen Mission (Bonifatius) – die lateinische Liturgie und Kirchensprache die Volkssprachen verdrängte, dazu beigetragen. Kein normaler Christ verstand etwas bei der Messe, nur die lateinisch erzogenen Kleriker.

Alle aber konnten Brot und Kelch sehen und empfangen. Die Priester aber sagten ihnen, dass Jesus Christus gegenwärtig sei und von ihnen empfangen werde – was lag da näher, als die Realpräsenz ganz auf die „Gestalten“ zu beziehen und eine „Wandlung“ durch das mächtige Wort der Priester anzunehmen?

So bildeten sich bald im Volksglauben recht drastische Deutungen der Realpräsenz durch die Wandlung aus. Es konnte

nicht lange dauern, bis diese auch in die Theologie Eingang fanden. Zum erstenmal werden sie literarisch greifbar in einem Buch „Über Leib und Blut des Herrn“ eines Mönchs des Klosters Corbie namens Paschasius Radbertus, der den „Ersten Abendmahlstreit“ (9. Jahrhundert) auslöste: In der Messe geschieht durch das Wort des Priesters ein Wunder „gegen die Natur“, indem er eine Art Neuschöpfung bewirkt; aus Brot und Wein werden Leib und Blut Christi. Der Leib Christi in der Messe aber ist der wirkliche Leib, mit dem er gelebt hat und jetzt im Himmel sitzt.

Allerdings handelt es sich (noch) um eine „innere“ Wandlung (interius

In der Messe geschieht durch das Wort des Priesters ein Wunder „gegen die Natur“, indem er eine Art Neuschöpfung bewirkt; aus Brot und Wein werden Leib und Blut Christi. Der Leib Christi in der Messe aber ist der wirkliche Leib, mit dem er gelebt hat und jetzt im Himmel sitzt.

commutatur), äußerlich bleibt es bei Brot und Wein, und es handelt sich um eine „geistliche“ Wirklichkeit, die nur der Gläubige empfängt. Anders aber als das Volk war wohl die Mehrheit der Theologen damals stark von der Theologie des Augustinus und somit von einer geistlichen Deutung der Realpräsenz geprägt. Deswegen fand die obige These auch literarische Gegner (Rhabanus Maurus, Ratramnus). Zwar gebe es eine „Wandlung“, aber diese sei „geistlich und zeichenhaft“ (spiritualiter et figurative).

Aber die Vertreter der theologischen Tradition hatten die Zukunft schon verloren. Der Volksglaube hatte für solche Feinheiten kein Gespür. Wirklich ist wirklich, und deswegen muss auch die Wandlung so verstanden werden. Wie sehr diese Entwicklung weitergegangen war, bezeugt der „Zweite Abendmahlstreit“ im 11. Jahrhundert. Dieser wurde nicht mehr von einem theologischen Vertreter des Volksglaubens ausgelöst, wie noch der erste, sondern von einem Theologen aus augustinischer Tradition.

Berengar von Tours fasste die Wandlung (noch einmal) „symbolisch“ auf. Brot und Wein bleiben, was sie sind. Durch die Einsetzungsworte aber werden sie zu Zeichen (*figura, similitudo, signum*) für die Gegenwart Christi und verweisen auf eine geistliche Wirklichkeit, die sich im Glauben ereignet, die Gegenwart des Herrn. Berengar fand heftige Gegnerschaft (Erzbischof Lanfrank von Canterbury): Es gibt eine wirkliche Verwandlung in den realen Jesus Christus, auch der Ungläubige empfängt deswegen Christus. Berengar wurde auf einer römischen Synode verurteilt (1059) und musste ein Bekenntnis unterschreiben: „Brot und Wein sind nach der Konsekration nicht nur ein Zeichen, sondern auch wahrhaftiges Fleisch und Blut unseres Herrn Jesus Christus, dieser wird sinnlich, nicht bloß zeichenhaft, sondern in Wahrheit durch die Hände der Priester angefasst, gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zerkaut.“

Als der arme Berengar wieder zuhause war, widerrief er seine Unterschrift und wiederholte seine Thesen in einem Buch. Der neue Papst Gregor VII. neigte persönlich den Auffassungen Berengar zu, musste ihn aber auf Druck seiner Gegner auf einer Synode 1079 noch einmal verurteilen und zur Unterschrift zwingen, diesmal unter einer Formel, in der zum ersten Mal kirchenamtlich von einer „substantiellen“ Wandlung (*substantialiter converti*) die Rede ist.

Der Volksglaube hatte gesiegt, die beiden römischen Formeln verbreiteten sich in der lateinischen Kirche und wurden überall zum Ausgangspunkt der Theologie. Es ist der beinahe einzige Fall, in dem Au-

gustinus sich nicht durchsetzen konnte.

Zwar gab es auch später noch Versuche einer gewissen Abschwächung des Wandlungsbegriffs (z.B. Abälard und einige Schüler, die die Grundlagen der späteren Konsubstantiationslehre legten), aber es blieb im Wesentlichen bei einem recht drastischen Wandlungsbegriff, der lediglich bei Überlegungen zum heilbringenden Empfang ein wenig modifiziert wurde (nur wer glaubt und liebt, empfängt Jesus Christus zu seinem Heil). Die philosophische Reflexion der Wandlung führte dazu, diese mehr und mehr als Wandel in den Substanzen anzusehen, wobei die Qualitäten bestehen bleiben. Jetzt auch erst setzte sich die Meinung durch, der ganze Jesus Christus sei in jeder Gestalt, also auch nur im Brot und nur im Wein, vollständig vorhanden, so dass die Kommunion unter einer Gestalt sich zu verbreiten begann.

Dennoch aber brauchte es seine Zeit, bis aus all diesen Anschauungen eine verbindliche Lehre wurde. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts verbreitete sich der Begriff „transsubstantiatio“ (den Roland Bandinelli, später Papst Alexander III., zum erstenmal 1140 als Substantiv in einer juridischen Schrift verwendet hatte); förmlich dogmatisiert wurde er vom Vierten Laterankonzil 1215: Jesus Christus ist unter den Gestalten von Brot und Wein gegenwärtig „nachdem das Brot in den Leib und der Wein in das Blut Christi verwandelt wurden“ (transsubstantiatis pane in corpus et vino in sanguinem).

Damit war die Sache entschieden. Ganz neue Frömmigkeitsformen kamen auf, die um die Anbetung der konsekrierten Hostie kreisten: Man bewahrte sie von jetzt an in Sakramentshäuschen oder Tabernakeln auf, erfand die Monstranz, um sie zeigen zu können, bei der Messe wurde (bei Wandlung und „Durch ihn und in ihm ...“) die Hostie sehr lange hochgehoben, 1264 wurde das Fronleichnamfest eingeführt und ab 1330 mit Prozessionen verbunden usf.

Die Reformatoren nahmen im 16. Jahrhundert Anstoß an den oft absurden Frömmigkeitsformen und an der Transsubstantiationslehre. Vor allem haben sie den Gedanken der Realpräsenz wieder ausdrücklich mit dem Glauben und der Eucharistie als Mahl verbunden (so dass davon unabhängige Kultpraktiken entfielen). Untereinander aber unterschieden sie sich stark: Calvin und vor allem Zwingli sahen die Realpräsenz grundlegend als eine geistliche Wirklichkeit an, für die Brot und Wein (und Worte) nur Zeichen sind, während Luther sie „realer“ (?) verstand und zu ihrer Charakterisierung auf den mittelalterlichen Begriff „Konsubstantiation“ zurückgriff (Brot und Wein bleiben, was sie sind; aber es tritt eine neue, zweite „Substanz“ dazu: der wirk-

liche und leibhaftige Jesus Christus). Gegen die Reformatoren bekräftigte noch einmal das Konzil von Trient die Transsubstantiationslehre.

Dieser knappe – und sehr vereinfachte – Überblick mag hier genügen. Jetzt soll es, wiederum in aller Kürze, um die Frage gehen, was denn „trans-substantiatio“ bedeutet. „Substare“ heißt auf latein „darunter oder zugrunde liegen“. Dieser Begriff hat damals ganz allgemein die letzte Wirklichkeit jedes Seienden charakterisiert im Unterschied zu seinen Qualitäten. Ein Tisch ist substantiell ein Tisch, sei er in den Qualitäten noch so verschieden (drei- oder vierbeinig, aus Holz oder Stein, hoch, niedrig usw.). „Verwandelt“ werden also in der Messe nicht Qualitäten von Brot und Wein, diese bleiben, sondern deren Substanz; an ihre Stelle tritt auch „nur“ die „Substanz“ Jesus Christi, nicht dieser konkrete Mensch mit seinen faktischen Qualitäten. Allein schon dieser Begriff brachte also einen Fortschritt gegenüber den drastischen Vorstellungen des Volksglaubens und der Synode von 1059 (vgl. o.).

Der Terminus „Substanz“ wurde im Mittelalter auf alles Mögliche angewendet, auch auf Wirklichkeiten, bei denen wir dies heute nicht mehr ohne Weiteres tun. Was darunter zu verstehen ist, ergibt sich aus der jeweiligen Anwendung. In unserem Fall aber ist von der „Substanz“ von Brot und Wein gesprochen, die in die Jesu Christi „gewandelt“ wird.

Hier muss also an etwas Anderes gedacht sein als etwa bei einer „Wandlung“ von Blei in Gold. Letztere sind unabhängig vom Menschen existierende Elemente, sie finden sich in der Natur; von Brot und Wein kann man dies nicht sagen. Es „gibt“ sie nur, weil es die Menschen gibt; von ihnen sind sie geschaffen: In einer langen Kulturgeschichte brachten sie es fertig, durch Ackerbau und Veredelung Getreide zu züchten, dieses zu Mehl zu verarbeiten und zu Brot zu backen. Und die Kultivierung des Weinstocks und die Herstellung von Wein sind noch mehr Produkt menschlichen Handelns.

Was bedeutet das? Brot und Wein sind in ihrer letzten Realität, in ihrer „Substanz“ keine Größen, die unabhängig vom Menschen existieren. Ohne ihn – etwa für eine Maus – handelt es sich nicht um „Brot“ und „Wein“. Ihre „Substantialität“ wird getragen von der menschlichen Kulturgeschichte, sie erst „macht“ Brot und Wein zu dem, was sie sind. Anders gesagt: Die „Substanz“ von Brot und Wein besteht – unabhängig noch von den jeweiligen Qualitäten – in einer Relation der Menschen zu diesen Gegenständen, die sie selbst hervorgebracht haben zur – kultivierten – Stillung von Hunger und Durst (Diese „rela-

tionale Substantialität“ ist auch der Grund für die Schwierigkeiten, die Afrikaner oder Asiaten mit Brot und Wein in der Eucharistiefeier haben: in ihren Kulturen sind Brot und Wein unbekannt, deswegen kommt aus ihren Reihen immer wieder der Vorschlag, andere Zeichen zu benutzen, z.B. Reisfladen und Reiswein o.ä.).

Vergleichbares gilt auch für die „Substanz“ Jesu Christi. Hierbei ist ja nicht der Mensch Jesus „als solcher“ gemeint, der ja eine – von uns unabhängige – Substantialität besitzt, sondern Jesus Christus, also Jesus, insofern er von uns als Christus geglaubt wird. Jesus ist nur für den der Christus, der an ihn glaubt; der Glaube „macht“ aus Jesus: „Jesu Christi“. Deswegen hielt selbst die mittelalterliche Theologie in der Regel daran fest, dass ein Ungläubiger in der Eucharistie nicht Jesus Christus empfangen könne. Jesus kann man auch „bloß historisch“ commemorieren, wie Cäsar oder Sokrates; erst durch den Glauben aber gibt es das Gedächtnis Jesus Christi, seines heilbringenden Leidens und Sterbens. Daraus folgt, dass die „Substanzen“, die in der Eucharistiefeier „gewandelt“ werden, relationale Substanzen sind. Eine anthropologische Relation (die der Kulturgeschichte) wird durch eine andere (die der Jesustradition oder des Glaubens) ersetzt (oder nach Luther ergänzt): Was „normalerweise“ in unserem Kulturraum zentrale Elemente eines halbwegs festlichen Mahles sind, Brot und Wein, und zum (kultivierten) Stillen von Hunger und Durst dient, verliert durch den Gebrauch in der Eucharistiefeier und die Kommemoration des Abendmahlsberichts diese Funktion und wird für uns Leib und Blut Christi.

Wir essen und trinken Brot und Wein – in der Eucharistiefeier – nicht so, wie wir es sonst tun, und nicht zum gleichen Zweck, zur Stillung von Hunger und Durst. Wir feiern Mahl zur Erinnerung Jesu Christi. Durch den Glauben und für die Glaubenden sind Brot und Wein dann nicht mehr „Brot“ und „Wein“, sondern Vehikel der präsentischen Gemeinschaft mit Jesus Christus.

An der Transsubstantiationslehre ist also nichts Mirakelhaftes festzustellen, erst recht ist sie nicht etwas, dessen der Katholik sich schämen

Wir essen und trinken Brot und Wein – in der Eucharistiefeier – nicht so, wie wir es sonst tun, und nicht zum gleichen Zweck, zur Stillung von Hunger und Durst. Wir feiern Mahl zur Erinnerung Jesu Christi. Durch den Glauben und für die Glaubenden sind Brot und Wein dann nicht mehr „Brot“ und „Wein“, sondern Vehikel der präsentischen Gemeinschaft mit Jesus Christus.

müsste. Zwar legen die Begrifflichkeiten viele Missverständnisse nahe und laden zum Missbrauch ein, und vor allem sind sie unnötig kompliziert. Die Sache ließe sich auch einfacher sagen. Der Substanzbegriff hat sich – gegenüber dem Mittelalter – verändert, man sollte ihn nicht mehr gebrauchen. Die Kompliziertheit hat nicht ihren Grund in der Tiefe eines Mysteriums, sondern in der kulturgeschichtlich bedingten Blickverengung von der ganzen Feier als Gedächtnis Jesus Christi auf die Elemente. Dadurch wird es unausweichlich, die alte Lehre von der Realpräsenz Jesu Christi in der Feier der Eucharistie exklusiv auf Brot und Wein zu beziehen. Allen Versuchungen aber des mittelalterlichen Volksglaubens zum Trotz ist mit der Transsubstantiationslehre damals gewissermaßen das Beste aus der vorgegebenen Situation gemacht worden. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen und muss nicht schamhaft verschwiegen werden. Nur: es muss beim Wort genommen und durchdacht werden. Danach mag man die Bedingtheit und Kompliziertheit der Sprache hinter sich lassen und – ohne „die Sache“ aufzugeben – einfacher und umfassender, im Blick auf die ganze Mahlfeier, formulieren.

Karl-Heinz Ohlig, in: Imprimatur: Jahrgang 55, 2022, Heft 2

Karl-Heinz Ohlig (15. September 1938) war von 1970 bis 1978 Professor für Katholische Theologie und Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule des Saarlandes. Seit 1978 war er Professor für Religionswissenschaft und Geschichte des Christentums an der Universität des Saarlandes.



Priestertum und „Amtsverständnis“ der römisch-katholischen Kirche – ein Bruch mit der Tradition Jesu und der Urkirche!

Frithjof Ringler

Zentral für die urchristliche Gemeinde war die gemeinsame Eucharistiefeier in Erinnerung an Jesus. Die Christen waren dabei eine Gemeinschaft, in der alle prinzipiell gleich waren ungeachtet der unterschiedlichen Aufgaben/Charismen/Dienste in der Gemeinde: etwas aufregend Unerhörtes in der damaligen Gesellschaft! Einige Jahrhunderte später brachten stattdessen geweihte Priester das „Messopfer“ dar. Aus ihnen bildete sich ein Klerikerstand und eine Hierarchie („hei-

lige Herrschaft“), die bis heute alle Macht über die Sakramente, die Glaubenslehre, die Ämter und damit über das gesamte Gottesvolk, die Laien, haben. Was ist da geschehen, und was richtete diese Veränderung mit der Botschaft Jesu und dem Glauben der Christen an? War diese Veränderung im Sinne Jesu und des Neuen Testaments?

Die exegetischen und historischen Fakten liegen heute offen auf dem Tisch; es sei auf den Artikel des Neutestamentlers Martin Ebner verwiesen. Sie stellen das ganze, unter zeitbedingten und kulturellen Einflüssen gewachsene „System Kirche“ in Frage. Es geht dabei nicht mehr um „Nebenfragen“ wie Zölibat, Priestertum der Frau, Mitbestimmung der „Laien“ etc., so wichtig diese bei der gegenwärtigen Kirchenstruktur sind, sondern um den Kern des Ganzen, nämlich die Legitimität des sakralen Priestertums selbst und damit des ganzen Kirchensystems, das sich daraus bis heute entwickelt hat. Die „Nebenfragen“ könnten sich möglicherweise von selbst erledigen.

Was ist passiert?

Die ursprünglichen christlichen Gemeinden feierten Mahl nach dem Vorbild Jesu und in Erinnerung an sein Leben, seinen Tod und seine Auferstehung. Wesentlich war nach dem Vorbild Jesu, dass es eine Mahlgemeinschaft aller ohne jeden Unterschied war. Nach Mt 23,8 ff. galt: „Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder [und Schwestern (FR)]. Auch sollt ihr niemanden auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel ...“ Jeder und jede war wichtig in der Mahlfeier und in der christlichen Gemeinde. Es war ein Miteinander aller Getauften mit dem auferstandenen Christus in der Mitte. So teilte man Brot und Wein in Erinnerung an Jesus, wie man auch sein Leben im Miteinander und in gegenseitiger Sorge teilte. Einen Priester gab es nicht, jeder und jede brachte sein/ihr Charisma, d.h. sich selbst ein. Ämter, die die Gemeinde einrichtete, hatten eine Dienstfunktion unter prinzipiell Gleichen („Der Größte von euch soll euer Diener sein!“ Mt 23,11).

Das ganze Neue Testament lehnt das Priestertum (sacerdotium) ab; es wird in der christlichen Gemeinde nicht mehr gebraucht. Die Begriffe presbyter/episkopos in den späten Briefen zeugen zwar von einer Entwicklung zum Amt, haben in dieser Zeit aber überhaupt nichts mit ihrer späteren Bedeutung zu tun. Sie bezeichnen den/die Leiter der Gemeinde, eine Funktion, kein Priestertum. Der Vorsitz bei der Mahlfeier ist für das Neue Testament überhaupt kein Thema. Dass in der Zeit um 100 möglicherweise schon eine Entwicklung hin

zum Priestertum drohte, darauf deuten insbesondere der Hebräerbrief, der 1. Petrusbrief und die Apokalypse hin: Sie wehren das Priestertum auf unterschiedliche Weise entschieden ab. Alle Getauften sind gleichsam „königliche Priester“, siehe 1 Petr 2,9, ihr „Opfer“ ist der Lobpreis Gottes und der brüderliche Dienst aneinander. Es braucht keinen priesterlichen Vermittler zu Gott, da Gott jedem Gläubigen unmittelbar zugänglich ist (Der Vorhang im Tempel ist zerissen, der Zugang zu Gott steht für jeden offen, so Mt 27,51; siehe auch Offb 21-22). Im Hebräerbrief ist angesichts des „Hohen Priesters“ Christus jedes andere Priestertum überholt und obsolet.

Ab dem 2./3. Jahrhundert geschah dann im Laufe der Zeit eine Veränderung, die schließlich zu einem radikalen Bruch mit der ursprünglichen, auf Jesus zurückgehenden Mahltradition, dem bisherigen Eucharistieverständnis und der egalitären Struktur der christlichen Gemeinden führte. Es geht dabei nicht um die Einrichtung oder Ausgestaltung von Ämtern und Strukturen, etwas, das bei einer größer werdenden Gemeinschaft soziologisch selbstverständlich ist, sondern um den inneren Wandel: Aus dem gemeinsamen Dank- und Erinnerungsmahl wurde zunehmend eine Opferfeier mit Altar und Opferpriester/Kultpriester (lat. sacerdos, griech. hiereus) mit Ritualwissen, der das (unblutige) Opfer im „Messopfer“ darbrachte. Im rituellen Vollzug der Opferhandlung durch den Priester (im Bezug auf das „Kreuzesopfer“ Christi) geschieht Sündenvergebung; das übernahm man vom jüdischen Tempelkult. Der Priester vermittelt nun zwischen Gott und dem Menschen. Das war der eigentliche Sündenfall, ein Abfall von dem ursprünglichen christlichen Glaubensvollzug. Das Gottesvolk, die Gläubigen werden zu passiv empfangenden Teilnehmern des Kultes, den der Priester am Altar vollzieht, bei der Kulthandlung letztlich sogar überflüssig, wie der Lettner, der Priester und Volk trennte, und die vielen Privatmessen an zahlreichen Altären belegen. Der Abbruch zur Jesus-Tradition könnte nicht tiefer gehen, der Paradigmenwechsel ist fundamental; er bestimmt den Kult, die Gestalt und Theologie der Kirche bis heute.

Denn mit Priestertum und Opferkult glich sich das Christentum den vorchristlichen Religionen an. Daraus folgten herausgehobene priesterliche Ämter, die sakral überhöht wurden, und eine Zweiteilung des Gottesvolkes in die übergeordneten geweihten Amtsträger (Diakone, Presbyter bzw. Episkopen) einerseits und untergeordnete Laien andererseits. Das „hierarchische Priestertum“ der Geweihten unterscheidet sich, so Lumen gentium 10 (Vat. II), vom allgemeinen Priestertum der

Gläubigen nicht nur dem Grade, sondern dem Wesen (!) nach, was natürlich praktische und rechtliche Folgen hat. Damit wurde die Gleichheit aller vor Gott, abgebildet und gelebt in der christlichen Gemeinde, durch eine Standes- und Klassengesellschaft ersetzt, durch ein „oben“ und „unten“. Diese Veränderung brach eindeutig mit der Tradition, die sich von Jesus herleitete und in der Taufformel ihren Niederschlag gefunden hatte (Gal 3, 26 ff.).

Die Anerkennung des Christentums durch Konstantin verstärkte die Tendenzen des Umbruchs und veränderte das Denken und Verhalten der Führungskräfte und der Theologie im Sinne einer Staatsreligion. Besitz, Macht, Einfluss, Privilegien, Titel und Ehren (Hochwürden, Eminenz etc.) waren nun wichtig, und eine Theologie, die all dies rechtfertigte. Der Glaube wurde zunehmend institutionalisiert und in der Lehre dogmatisiert, es entstand das „System Kirche“, das heute seine Glaubwürdigkeit rasant verliert. Waren ursprünglich anstehende Probleme und Fragen von allen gemeinsam, d.h. synodal angegangen und gelöst worden, wurden in den folgenden Jahrhunderten Synoden/Konzilien immer mehr Sache allein der Amtsträger (Bischofssynoden). Schließlich wurde alle Macht und Letztentscheidung in der Spitze der Hierarchie, dem Papsttum, konzentriert. Die Laien sind nun im hierarchisch-sakralen Machtgefüge Objekt amtskirchlichen Handelns und rechtlich bedeutungslos, auch wenn man ihnen in jüngster Zeit aus unterschiedlichen Gründen einiges zugesteht.

Zu prüfen ist daher:

Wenn Jesus und das Neue Testament der Maßstab, die norma normans für das Christentum sind, waren dann die Veränderungen, die aus dem Bruch entstanden, mit allen sich daraus ergebenden Entwicklungen wie sakrales Priestertum, das „Messopfer“ mit entsprechender Opfertheologie, Weiheämter, Macht- und Herrschaftsstrukturen etc. legitim? - All das hat, wie heute offensichtlich ist, nichts mit Jesus und der Urgemeinde zu tun, es ist durch keine Zeile im Neuen Testament gerechtfertigt! Ist es nicht an der Zeit, dieses Faktum aufzudecken und Folgerungen daraus zu ziehen?!

Anfragen:

Wenn das richtig ist: Was muss sich in der Kirche fundamental ändern, damit sie die Tradition von Jesus und der Urkirche, die für alle Zeit normativ ist, wieder aufnimmt? Brauchen wir dann nicht statt eines sakralen Priestertums, Opferkult und Klerikalismus begeisterte Seelsorger und Seelsorgerinnen inmitten des Gottesvolkes? Darf es da noch eine „Hierarchie“, eine „Heilige Herrschaft“ geben? Wie se-

hen dann christliche Gemeinde, Ämter und Synoden aus? Ist es nicht an der Zeit, dass Frauen und Männer, von denen jede und jeder als Getaufte/r Christus repräsentiert, ihre jeweiligen Begabungen prinzipiell in allen Ämtern und Aufgaben der Kirche einbringen können? Der „Synodale Weg“ könnte ein Anfang werden - er hat schon einiges verändert-, die Rückbesinnung auf Jesus und die erneute Orientierung der Kirche am Neuen Testament muss aber weiter gehen und umfassend werden!

Anmerkung:

Die evangelische Kirche ist seit Martin Luther in diesem Punkt entschieden weiter! Am Neuen Testament orientiert, weicht sie seit 500 Jahren keine Priester und es gibt auch kein „Messopfer“ mehr, sondern ein „Abendmahl“. Dies zeigt, dass Seelsorge, Gottesdienst und pastorale Ämter, Gemeinde- und Kirche-Sein ohne Priestertum möglich sind. Diese Erfahrungen sollte man nutzen. Für die Zukunft gilt der Maßstab des Neuen Testaments! Alle Dienste, die für das Leben der Gemeinde nötig sind, sind für jeden/jede, seinem/ihrem Charisma und seiner/ihrer Ausbildung entsprechend, zugänglich. Jede Art von Diskriminierung wäre unchristlich (siehe 1 Kor 12,1 ff.; Gal 3,26 ff.). Die Gemeinde bestimmt selbst ihre Vertreter und Vertreterinnen und ordniert sie im Verbund mit der Gesamtkirche. Und was die Eucharistiefeier anbetrifft: Kann nach der Wiederentdeckung des Mahlgedankens und angesichts aller Fragen bezüglich des „Sühneopfertodes“ von Jesus sowie der Fragwürdigkeit des Gottesbildes, das dahintersteht, alles so bleiben, wie es ist?

Frithjof Ringler

Würzburg, im Juli 2022

Frithjof Ringler, unterrichtete kath. Religion u. Latein in Würzburg am Gymnasium und mit Lehrauftrag an der Universität

Martin Ebner: Braucht das Christentum Priester? In: Feinschwarz.net Teil 1 vom 21. 01.2022 und Teil 2 vom 22.01.2022 unter: <https://www.feinschwarz.net/braucht-das-christentum-priester-eine-vergewisserung-aus-dem-neuen-testament-teil-1/> und <https://www.feinschwarz.net/braucht-das-christentum-priester-eine-vergewisserung-aus-dem-neuen-testament-teil-2/>

Weiteres in: **Frithjof Ringler**, Geht Gott verloren? Spuren zum Geist, der lebendig macht. LIT-Verlag 2021, bes. S. 219 ff. Die Einschränkung in der Klammer S. 224 ist zu streichen; es ist tatsächlich das gesamte NT!

Wer hat sich verirrt? Die Gläubigen, die Probleme mit ihrer Kirche haben, oder die Kirche, die sich den Problemen ihrer Gläubi- gen nicht stellt?

Irmgard und Benno Rech

Wer mag es nicht, das Gleichnis vom guten Hirten und seinem verlorenen Schaf! (Mt 18, 12-14) Wer hat ihn nicht vor Augen, diesen Hirten, der seine Schafe liebt, dennoch die Herde im Stich lässt, um das eine, das sich verirrt hat, durch Fels und Dornengestrüpp so lange zu suchen, bis er es gefunden hat, es zärtlich um Hals und Schulter legt und fürsorglich zur Herde zurückträgt! Das Gleichnis, so schön es uns die Liebe Jesu zu den Sündern veranschaulicht, hat in der Vergangenheit oft ein behagliches Kirchenbild bedient. Das formte die Vorstellung von einer Kirche, die den verirrtten Sünder, wenn er reumütig in den Schoß der Kirche zurückkehrt und weiter bereitwillig ihren Lehren und Gesetzen folgt, barmherzig aufnimmt. So erhält er wieder seinen alten Platz in der heimatlichen Geborgenheit seiner Pfarrgemeinde. Das verhinderte jeden Gedanken daran, dass eine Katholikin oder ein Katholik je aus tiefer Enttäuschung, gar aus moralischer Empörung seine Kirche verlassen hätte. Dadurch geriet die Papstkirche in eine immer trägere Selbstherrlichkeit, die sie in ihrer Vorstellung verfestigt hat, dass sie die rechte Kirche ist, die keiner Bekehrung bedarf. In dieser Selbstgewissheit blind geworden für die Notwendigkeit einer Reform, machte sie jeden Reformator zu einem Ketzer, ohne wahrzunehmen, dass sie sich selber damit in Schuld verstrickt. Ihre führenden Kleriker erkannten nicht, wie der Hochmut des Klerikalismus ungerechte Verhältnisse schafft, die nicht mehr dem jesuanischen Bild einer geschwisterlichen Kirche entsprechen. Sie entwarfen sich ihre eigene Vollmachtstheologie, mit der sie ihren Stand bis ins Heilige überhöhten und absicherten.

Für die damit einhergehende Entwürdigung der Laien, vor allem der Frauen, blieben sie unempfindlich. Noch nach dem II. Vatikanischen Konzil galt das Verbot des Priesteramtes für Frauen und damit verbunden das Verbot jeglicher Leitungsfunktion und bevollmächtigten Verkündigung in der Gemeinde den meisten Theologen als so gefestigt, „dass es auch bei noch fortschreitender Emanzipation der Frau in der modernen Gesellschaft weitergelten würde.“

(Rupert Berger, Kleines Liturgisches Wörterbuch, Herder-Bücherei 1969, S.133)

In jedem Gestus der Betonung des männlich-zölibatären Priestertums liegt immer zugleich Abwertung und Geringschätzung der Frau. So konnte in dem kleinen liturgischen Wörterbuch folgendes Zitat stehen: „Infolge ihres von Natur aus stärker rezeptiven Wesens hat die Frau dem Gottesdienst gegenüber eine andere Haltung als der Mann. Sie ist leichter bereit, herkömmliche Gottesdienstformen einfach anzunehmen, in stiller Versenkung einem ihr unverständlichen Gottesdienst zu folgen, einen Gottesdienst aus Pflichtgefühl auch ohne innere Einsicht zu besuchen.“ (S. 133)

Sind hier nicht die schlimmen Folgen der Erziehung zum Zölibat erkennbar, die bis ins kleine Lexikon aus dem Herder-Verlag durchdringen. Hier zeigt sich, wie Männer über Frauen spekulieren, wenn ihnen der vertraute Kontakt mit ihnen untersagt wird. Der halben Menschheit als Nichtverstehende dennoch eine tumbe Gutmütigkeit als zu ihrem Wesen gehörend zuzuerkennen und so ihrer Frömmigkeit jede Mündigkeit abzuspochen, ist anmaßender Zynismus. Noch nach dem Konzil fehlt den meisten Theologen die Erkenntnis, dass das Verbot der Priesterweihe für Frauen durch die Jahrhunderte theologisch immer zusammenging mit der Aufwertung des Mannes und der Abwertung der Frau.

Ganz unerwartet hebt das Lexikon dann als Besonderheit der von Priestern ausgeführten Liturgie hervor, dass diese die „Rezeptivität betont und die aktiven Elemente zurückschraubt“ (ebd. S. 134). Was heißt das anders als: Der Priester ist der aus der Gemeinde herausgehobene Hauptakteur. Müssen wir nicht heute, da die Kirchen sonntags stetig leerer werden, die Gläubigen von der derzeitigen Form der Eucharistiefeyer nicht mehr angesprochen werden, darin eine mögliche Ursache erkennen für diese Verweigerung? Alte Formulierungen wie „die hl. Messe mit Andacht hören“, „der hl. Messe beiwohnen“ bei der Beschreibung der Sonntagspflicht belegen die passive Rolle, die den Laien im vom Priester dargebrachten Messopfer zugeschrieben wird. Die Liturgie degradiert die sog. praktizierenden Katholiken zu bloßen „Besuchern“ der Priestermesse.

Ist das nicht überhaupt die Haltung vieler Katholiken zu ihrer Kirche geworden: eine rezeptive Gefolgsamkeit! Heute wird vielen in der Kirche immer deutlicher bewusst, dass die herkömmliche „Priestermesse“ wie die gesamte „Priesterliturgie“ an der Intention Jesu, Zugehörigkeit und Tischgemeinschaft ohne Rangunterschiede zu stiften, vorbeigeht. Die Eucharistie feiert ja nicht der Priester, sondern die Gemeinde. Doch was lesen wir in der Berichterstattung über die letzte

Vollversammlung des „Synodalen Weges“, bei der es um ein neues Miteinander zwischen Bischöfen, Priestern und Laien geht! „Bischof Bätzing feiert am 9. September den Gottesdienst im Sitzungssaal beim Treffen in Frankfurt.“ (Paulinus Nr. 38 v. 18. Sept. 22) Schlägt hier nicht wieder das hierarchische Denken durch! Programmatisch hätte es doch ab jetzt heißen müssen: Die Synodalen feiern zusammen mit Bischof Bätzing den Eröffnungsgottesdienst.

Die konservativen Bischöfe müssten endlich anerkennen, dass die alte hierarchische Ordnung nicht zum Gefühl der Zusammengehörigkeit geführt hat, sondern zum Auseinanderbrechen der Kirche in die Riege der geweihten Hauptakteure und die der ungeweihten Statisten. Ein gutes Stück Erlebnis wirklicher Kommunikation, wie sie nach der Sonntagsmesse vor der Kirche oder beim Frühschoppen stattgefunden hat, muss durch eine Neuausrichtung in die Eucharistie hineinkommen. Dazu müsste die Vorrangstellung der Kleriker überwunden, d. h. theologisch abgebaut werden. Hat nicht die dezidierte Gegnerschaft der katholischen Kirche zur Demokratie seit Pius IX. zu einer verstärkten Ermächtigungstheologie des Klerus über die Laien geführt bis hin zum Unfehlbarkeitsdogma und dem Modernisteneid!? Der totale Ausschluss der Frauen, also der halben Menschheit aus dem hierarchischen System, 1994 erneut als endgültig festgeschrieben durch Johannes Paul II., ist kein von der Gesamtheit der Kirchenmitglieder gewolltes Ordnungsprinzip, erst recht keine göttliche Anweisung, sondern ist als Akt von Gewalt einzustufen. Der Ausschluss der Frauen vom Weiheamt darf nicht weiter als verhandelbare Frage diskutiert werden. Das ist eine Frage der Einsicht in Schuld. Wo in einer Gemeinschaft Ausschluss aus Abwertung entstanden ist, herrscht verletzende Ungerechtigkeit. Deshalb muss dieser schuldhafte Zustand als erstes überwunden werden, bevor jede andere Reform angegangen werden kann.

Haben solche Überlegungen nicht auch Konsequenzen für die Deutung des Gleichnisses vom guten Hirten?

Irmgard und Benno Rech in: Imprimatur Jahrgang 55, 2022, Heft 3

Die Tischgemeinschaft „auf gleicher Augenhöhe“ war die Urform christlicher Zusammenkünfte.
Christentreffen ohne „internes“ Abendmahl waren schlicht undenkbar.

Fünf Minuten zu früh ... oder Geduld haben?

Das Wort zum Sonntag 17. / 18. IX. 2022

Prof. Dr. Ulrich Lüke

„Ein grundlegender Text zur kirchlichen Sexualmoral scheiterte bei der Abstimmung an der notwendigen Zwei-Drittel-Mehrheit der Bischöfe. Der Text, der eine Liberalisierung der kirchlichen Sexualmoral anstrebte, stieß zwar in der allgemeinen Abstimmung auf 82 Prozent Zustimmung. Aber nur 33 Bischöfe stimmten für den Text bei 21 Gegenstimmen und zwei Enthaltungen.“ So lautete die mir vorliegende Pressemeldung über den Synodalen Weg.

Und jetzt plötzlich bricht bei einigen Synodalen Frust auf oder gar Verzweiflung aus, nur weil die erste Schlacht noch nicht zum terminalen Triumph geführt hat? Ich habe mich flugs hingesetzt, ohne Handy und ganz von Hand ermittelt, wie in der Grundschule gelernt, was denn wohl bei 56 anwesenden Bischöfen die Zweidrittelmehrheit gewesen wäre. Das Ergebnis: 37,3. Da ich nicht zur Drittelung von Bischöfen aufrufen möchte, auch wenn manche vielleicht nur zu einem Drittel amtstauglich sein mögen, nehmen wir 38. Fünf ganze (Weih-) Bischöfe fehlten am Abstimmungserfolg. Aber 33 von 56, also 58,9 Prozent der Bischöfe, haben kapiert, was die Stunde geschlagen hat.

Als Lehrer, der ich ein Dutzend Jahre am Gymnasium und fast zwei Dutzend Jahre in der Hochschule verbracht habe, erschien mir eine Klausur, bei der insgesamt 82 Prozent und selbst in der Gruppe der Lernverzögerten oder Lernverzögernden deutlich mehr als 50 Prozent bestanden haben, ein erfolgreicher Abschluss des Lernprozesses zu sein. Und siehe da, eine zweite Pressemeldung zum Synodalen Weg flattert mir auf den Tisch:

„Bei der Vollversammlung des Synodalen Wegs hat es nach dem getriggerten Eklat um einen Grundlagentext zur katholischen Sexualmoral am Abend deutliche Mehrheiten für drei wichtige Reformtexte gegeben. Bischöfe und Laien sprachen sich dafür aus, die Rolle der Frau in der katholischen Kirche zu stärken. Der Papst soll nun überprüfen, Frauen zu Weiheämtern zuzulassen. Die deutschen Katholiken wollen außerdem eine kirchliche Neubewertung von Homosexualität durchsetzen. Sie soll ethisch grundsätzlich nicht anders beurteilt werden als die heterosexuelle Orientierung. Der Synodale Weg fordert außerdem eine Liberalisierung des kirchlichen Arbeitsrechts. Der persönliche Familienstand soll demnach keine Relevanz für die Anstellung oder die Weiterbeschäftigung im kirchlichen Dienst mehr haben.“

Gewiss, jetzt liegt der Ball wieder in der Spielhälfte von Rom und die konnten schon immer besser Verteidigung als Angriff. Aber, so stellt es sich dem gelinde an Fußball Interessierten dar, auch die italienischen Mannschaften, die den Catenaccio beherrschten, gingen nicht durchweg als Sieger von Platz.

Mich erinnert dies Ringen an eine Episode in meinem Grundstudium im Fach Kirchengeschichte. Da bin ich in Anwesenheit des Professors für mittlere und neue Kirchengeschichte, in Anwesenheit des als Reformationsspezialist bekannten, des zweifelsfrei konservativ fundierten und nicht nur grundierten Erwin Iserloh in Rage geraten über die Reformunwilligkeit der katholischen Kirche. Und als meine Wut abebbte, sagte Iserloh zu mir: „Junger Mann, merken Sie sich zweierlei. 1. Was in der Kirche fünf Minuten zu früh gesagt wird, kommt hundert Jahre zu spät.“ Damit wollte er wohl sagen, dass reaktionäre Kräfte, wann immer die Zeit noch nicht reif ist, einen Verzögerungserfolg erringen können. Und „2. Man muss Geduld haben nicht nur mit dem sprießenden Grün, sondern auch mit dem fallenden Laub. Und die letzten Blätter, die fallen, sitzen oft ganz oben.“

Aus allen Reformbestrebungen in der Kirche, nehmen sie die Armutsbewegung im 13. oder die sozial-caritative Bewegung im 19. Jahrhundert, mögen sie noch so klein aufgebrochen sein, hat Gott, wann immer sie seine Sache betrieben, wirklich Großes werden lassen. Was kann man tun, wenn noch unklar ist, ob wir fünf Minuten zu früh sind oder nur noch etwas Geduld haben sollten mit einigen lernbehinderten Entscheidungsträgern? Man kann beten für die Kirche, das ist nie zu früh und nie zu spät. Etwas, das nie zu früh und nie zu spät ist, das ist immer höchste Zeit. Vielleicht kann man mit Worten von Jacqueline Keuner so beten: „Lasst uns Kirche sein, die am Lernen ist, die das Fragen der Frauen hört, die das Suchen der Männer sieht und nicht nur uralte Einsichten wiederkaut... Lasst uns Kirche sein, die menschlich ist, die mit dem Herzen urteilt, die offen ist und handfest dient... Lasst uns Kirche sein, die glaubwürdig ist, die das Notwendige sagt, die das Erforderliche tut... Lasst uns Kirche sein, die nahrhaft ist ... wie köstlicher Wein und frisches Brot, die hofft, glaubt, liebt und ... ringt um einen neuen Weg. Lasst uns Kirche sein, die riecht und schmeckt nach dem Reich Gottes.“

Prof. Dr. Ulrich Lüke, (* 9. September 1951) ist deutscher Theologe und Biologe, Mitglied des Freckenhorster Kreises,

Frère Roger Schutz: Gründer der Communauté von Taizé

Gedanken – vorgelegt von Giancarlo Collet anlässlich der Pilgerwanderung 2022

I.

Roger Schutz, geboren am 12. Mai 1915, entstammte einer französisch sprechenden Großfamilie aus der Nähe von Neuchâtel in der West-Schweiz. Sein Vater war ein streng reformierter (calvinistischer) Gemeindepfarrer. Die Mutter kam aus einem bürgerlichen Pariser Haus und



Foto: S. Leutenegger © Ateliers et Pesses de Taizé, 71250 Taizé, Frankreich

schenkte neun Kindern das Leben. Roger war unter sieben Schwestern neben seinem 9 Jahre älteren Bruder der Jüngste. Trotz bescheidenen Verhältnissen, in denen die Familie Schutz im kleinen Juradorf Provence lebte, verbrachte Roger in einem offenen Elternhaus eine schöne Kinderzeit. Er hing an seinem Heimatdorf, wo er geboren und aufgewachsen war, und fand

Freunde unter den Bauernkindern, und dennoch spürte Roger gleichzeitig, dass er aus einem anderen Milieu stammte. Denn in seinem Elternhaus wurde im Unterschied zu den anderen viel erzählt, gelesen (vor allem in und aus der Bibel) und musiziert. Als Grundlage seiner moralischen (puritanischen) Erziehung galten die "zehn Gebote", die Roger sehr bald auswendig kannte, wobei ein falsch verstandener Satz schwerwiegende Folgen hatte. Denn an Stelle des "Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst" verstand er "damit sie

lange leben". Daraus zog Roger den folgenschweren Schluss, dass er sich direkt für das Leben und den Tod seiner Eltern verantwortlich hielt. Dieses übermäßige Verantwortungsgefühl "lastete schon in jungen Jahren auf ihm und zwang ihn zu großer Selbstbeherrschung, zu einer erstaunlichen Fügsamkeit und Unterwürfigkeit." (Laplane 46)

Die Jugendzeit, von der Roger nur selten sprach, muss für ihn schmerzhaft gewesen sein. Glaubens- und Selbstzweifel und damit verbundene Minderwertigkeitsgefühle kamen in ihm auf. So sagte er einmal von sich: "Mein Glaube, das kann ich sagen, wurde in meiner Jugend erschüttert. Ich zweifelte zwar nicht daran, dass es Gott gibt, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass Gemeinschaft mit ihm möglich wäre. Ich wollte aufrichtig sein und wagte manchmal nicht einmal zu beten. Ich dachte, dazu müsse man Gott kennen." (Frère Roger 88, Feldmann 17) Dazu kam der Ortswechsel von dem eher beschaulichen Provence in die Nähe von Lausanne (Oron), den er wie eine "Vertreibung aus dem Paradies" empfand. Seine lückenhafte Schulbildung - aufgrund des Umstandes, dass der Vater seinen Sohn in Eigenregie zu Hause unterrichten wollte - bereitete den Eltern Sorgen, was dazu führte, dass diese Roger auf eine 20km entfernte weiterführende Schule schickten. Um ihm das tägliche Pendeln zwischen Zuhause und der Schule zu ersparen, suchten die Eltern eine vertrauenswürdige Familie vor Ort, die ihn über Mittag versorgte und fanden sie in der jungen Witwe, Madame Bioley-Delacoste, selbst Mutter mehrerer Kinder und in finanziellen Schwierigkeiten steckend. Allerdings zögerten die Eltern anfänglich noch, denn Madame Bioley war eine fromme Katholikin, die jeden Tag zur Kommunion ging. Die Freundlichkeit jedoch, mit der diese Frau die Kinder versorgte, ließ die konfessionellen Vorbehalte zurücktreten. "Bei Madame Bioley lernt(e) Roger den Katholizismus von innen heraus kennen. Er erlebt(e), wie diese Frau handelt(e) und wie sie aus dem Gebet lebt(e). Er stellt(e) fest, dass sie dieselbe Großzügigkeit und Hinwendung zu den Armen praktiziert(e), die er aus seinem Elternhaus (kannte). Madame Bioley schenkt(e) ihrem jungen Kostgänger viel Aufmerksamkeit, und dieser fasst(e) Vertrauen zu ihr. Mit ihr (sprach) er über Fragen und Zweifel. Sie antwortet(e) ihm aus der Tiefe ihres eigenen Glaubens, mit viel Einfühlungsvermögen und großem Respekt: Sie versucht(e) nicht, ihn zu irgendetwas zu bekehren. Roger merkt(e) nach und nach, wie wenig katholische und evangelische Christen voneinander wissen. Die Frage der Konfessionszugehörigkeit (verlor) für ihn zunehmend an Bedeutung." (Laplane 53)

Diese sich bei ihm früh abzeichnende Offenheit eines streng reformierten Christen gegenüber dem Katholizismus war damals alles andere als selbstverständlich. Dasselbe galt genauso umgekehrt! Man war mehr an klarer Abgrenzung voneinander als an gegenseitiger Verständigung interessiert. Anders scheint es bei der Familie Schutz gewesen zu sein, auch wenn dies nicht unter dem Titel Ökumene geschah. Schon Rogers Großmutter mütterlicherseits, an der er sehr hing, war anders "gestrickt". Diese lebte zu Beginn des ersten Weltkrieges verwitwet unweit des Kampfgebietes in Nordfrankreich. Zwei kleinere Bomben schlugen in ihr Grundstück: die eine riss einen Krater in den Garten, die andere steckte als Blindgänger zwischen den Büchern ihres verstorbenen Mannes, der evangelischer Pastor war. Das hielt sie nicht davon ab, ihr beschädigtes Haus mit ihrer Schwiegertochter und einem Enkelkind – die drei Söhne standen an der Front – für alte Leute, Kinder und hochschwängere Frauen, die auf der Flucht vor der Front waren, offen zu halten, bis sie mit dem letzten Zug im Viehwaggon nach Paris gelangten. Ein großes Anliegen der Großmutter, die selber aus einer alten evangelischen Familie stammte und vom Geist der Versöhnung durchdrungen in die katholische Kirche ging, war: Nie mehr sollte jemand das durchmachen müssen, was sie als Großmutter erleben musste. "Die ohnehin getrennten Christen töteten einander in Europa; wenigstens sie sollten sich versöhnen und so einen neuen Krieg zu verhindern suchen". (Spink 55) Nach dem Vorbild seiner Großmutter – sagte Roger von sich selbst – habe er seine Identität als Christ darin gefunden, dass er in sich die Glaubensströmung seiner evangelisch-reformierten Herkunft mit dem Glauben der katholischen Kirche zu versöhnen suchte, ohne mit irgendjemandem zu brechen (Frère Roger 71 Laplane 446; Spink 164). Er fühlte sich zur Versöhnung der Kirchen aufgerufen und war der festen Überzeugung, dass Christen zur Versöhnung der Menschheit beitragen können – jedoch nur unter der Bedingung, dass diese sich vereinen und nicht getrennt bleiben. Übrigens traf er seinen eigenen Vater gelegentlich still betend in einer katholischen Kirche an.

Im Frühjahr 1931 machten sich bei Roger Anzeichen einer Lungentuberkulose bemerkbar, mit der er sich im Hause Bioleys angesteckt hatte. Entgegen dem Rat der Ärzte entschieden sich die Eltern ihren sterbenskranken Sohn zuhause zu pflegen, was für den inzwischen 16jährigen Jungen nicht leicht war. (Frère Roger 54) Es war dies für ihn nicht nur eine Zeit tiefer innerer Unruhe und Einsamkeit, sondern auch die Zeit, in der er sich mit seiner beruflichen Zukunft beschäftigte und

den Wunsch äußerte, Schriftsteller zu werden, was aber seinem autoritären Vater missfiel und weshalb er dies kategorisch ablehnte. Nach Meinung des Vaters war Schriftstellerei nämlich kein Beruf, sondern pure Geldverschwendung. Trotzdem nahm der empfindsame Junge, der seine Gedanken in Tagebüchern schriftlich festzuhalten begann, Briefkontakt zu dem damals vor allem in evangelischen Kreisen viel gelesenen französischen Schriftsteller André Gide auf, der ihm tatsächlich darauf antwortete. Allerdings war Gide derselben Ansicht wie sein Vater. Was er von Roger zu lesen vorgelegt bekam, es handelte sich um das Manuskript eines Essays „Evolution d'une jeunesse puritaine“ (Entwicklung einer puritanischen Jugend), sei nicht originell! Für den Jungen auf der Suche seiner beruflichen Zukunft nicht gerade ermutigend.

In der Familie herrschte zu der Zeit keine gute Stimmung: Die Eltern hatten sowohl unterschiedliche Vorstellungen von der Zukunft ihrer Kinder, die in der Regel nicht in deren Gespräche einbezogen wurden; auch politisch waren sie anderer Meinung. Häufiges Schweigen prägte die Familie, eine Atmosphäre, die Roger später als "permanentes Drama" beschrieb. Pastor Schutz hätte es am liebsten gesehen, wenn alle seine Töchter Diakonissen geworden wären und sein jüngster Sohn Pfarrer. "Unregelmäßiger Schulbesuch, kein Abitur, gesundheitlich immer noch angeschlagen – all dies hielt (jedoch) Roger nicht davon ab, an ein Hochschulstudium zu denken. Er könnte eine Aufnahmeprüfung für Bewerber ohne Abitur machen. Aber welches Fach sollte er wählen? Für seinen Vater war die Sache klar: Ein Theologiestudium eröffnet alle Möglichkeiten." (Laplane 68) So schrieb der inzwischen 20jährige Roger in einem Brief an André Gide: Der Vater "lässt mir keine ruhige Minute und will mir mit Gewalt dieses Theologiestudium aufzwingen." (ebd.) Schließlich beugte sich Roger dem Willen des Vaters. Nachdem er beim ersten Versuch der dafür notwendigen Aufnahmeprüfungen durchgefallen war, bestand er den zweiten Versuch. Roger wurde stark, nahm fortan seine Ausbildung in die eigenen Hände und begann damit zugleich sich von der elterlichen Abhängigkeit zu lösen.

1936 startete er an der kleinen, aber offenen Freikirchlichen Hochschule in Lausanne mit dem Theologiestudium und nahm nebenbei Gesangsunterricht, was ihm große Freude bereitete. Mit dem Verstand war Roger bei der Theologie, mit dem Herzen jedoch bei der Literatur, wobei er mehrmals gestand: "Ich habe die Theologie nie gemocht." (Laplane 77) Hinzu kam, dass er auch kein Amt in der Seelsorge

anstrebte. Dies führte zu einem wachsenden inneren Zwiespalt und zu einer großen Anspannung, die im Sommer 1937 ihren Höhepunkt erreichte. Roger stellte das Theologiestudium radikal in Frage und war bereit, seinem Vater entgegenzutreten. Da geschah folgendes: Seine schwangere Schwester Lily war todkrank in das elterliche Haus gebracht worden und Roger überfiel große Angst; er würde von Herzen gerne beten, doch glaubte er schon lange wegen tiefsitzender Schuldgefühle dazu nicht mehr in der Lage und unwürdig zu sein. Beim Griff zur Bibel stieß er auf Psalm 27 Vers 8: "Mein Herz denkt an dein Wort: 'Sucht mein Angesicht!' Dein Angesicht, Herr, will ich suchen." Ergriffen und befreit von diesem Psalmwort begann Roger erneut zu beten. (Frère Roger 89) Dass seine Schwester sich von ihrer Krankheit erholte, ein gesundes Kind zur Welt brachte und die Geburt in der Familie gefeiert werden konnte, bedeutete für Roger, dass Gott sein Gebet erhört hatte. Damit war ein innerer Damm gebrochen. "Diese Erfahrung bestärkte ihn in seiner neu gewonnenen Überzeugung, dass der Herr auch ihm in seiner Not beisteht." (Laplane 79) Es war dieses Schlüsselerlebnis, welches Roger einen theologischen Weg eröffnete, auch wenn er noch nicht wusste, wohin er führen sollte. Jedenfalls begann er von da an sich ungeteilten Herzens der Theologie zu widmen, wobei ihn die Geschichte des Mönchtums besonders interessierte. Roger gründete eine offene Gemeinschaft für Studenten und Angehörige akademischer Berufe und übernahm den Vorsitz der christlichen Studentenbewegung (Associations Chrétiennes d'Etudiants ACE). Darüber hinaus war er für die Studentenzeitung "Unter den Zedern" verantwortlich, die ihm zugleich die Möglichkeit bot, verschiedene Artikel zu veröffentlichen und damit seiner literarischen Neigung zu folgen.

1939 immatrikulierte sich Roger in Straßburg, wo er in einer Gemeinschaft im Straßburger Stift, einer Art evangelischem Seminar, lebte. "Jeden Morgen wurde unter der Leitung des Direktors ... gemeinsam gebetet. In einer eher lutherisch geprägten Atmosphäre lebten im Stift hauptsächlich junge Ausländer." (Laplane 88) Im selben Jahr nahm er mit zahlreichen jungen Christen aus der ganzen Welt an der Weltjugendkonferenz in Amsterdam (24.7.- 2.8.1939) teil. Die kirchliche und ökumenische Dynamik, die sich dort entwickelte, veranlassete Roger, an weiteren internationalen Konferenzen teilzunehmen und Englisch zu lernen. "Die Begegnungen an der Universität von Straßburg und das Jugendtreffen in Amsterdam haben Rogers Horizont erweitert und ihn in seinem Wunsch bestärkt, sich in den Dienst des

Reiches Gottes zu stellen. Die drei ersten Jahre seiner Ausbildung in Lausanne hatten ihn stark verändert. Er wurde innerlich freier und war nun in der Lage, seine Berufung klar in den Blick zu nehmen ... Freundschaften waren entstanden.... Roger hatte sich zu einer Führungspersönlichkeit entwickelt, die darauf wartete, den nächsten Schritt zu tun." (Laplane 95) Noch mitten in der Vorbereitung seiner Abschlussarbeit zum Thema "Das Mönchsideal bis zu Benedikt und seine Übereinstimmung mit dem Evangelium" begann Roger nach einem Haus zu suchen, um in Einkehrtagen mit Freunden und Gästen zusammen über den Glauben sprechen und gemeinsam beten zu können. Ihm war nicht nur das Leben in Gemeinschaft wichtig, sondern genauso die Glaubwürdigkeit dessen, was Christen glaubend bekennen, wozu ein großes soziales Engagement gehört. Worte nämlich, die nicht gelebt werden, bleiben leer – das war und blieb die feste Überzeugung von Roger. Vom Evangelium inspiriert suchte er die Einfachheit und die Güte des Herzens im eigenen Leben konkret umzusetzen. (Frère Roger 32)

II.

Es war die Zeit, in der in Europa erneut Krieg herrschte; auch im Land seiner Mutter herrschte Krieg. Frankreichs Norden war von deutschen Truppen besetzt worden, während im noch "freien Süden" des Landes die Regierung von Marschall Pétain ein autoritäres System errichtete, das mit Hitler-Deutschland kollaborierte. Zahlreiche Juden und politisch Verfolgte suchten aus dem andern Teil des Landes in die unbesetzte Region zu gelangen, in der Hoffnung, auf ihrer Flucht vor den Nazis hier kurz untertauchen und dann über versteckte Pfade in die Schweiz flüchten zu können. Für Roger war klar, diesen Menschen, die alles verloren hatten und hungerten, musste geholfen werden. Er beschaffte sich ein Visum für Frankreich und fuhr mit dem Fahrrad über die Schweizer Grenze. Nach einigen Zwischenstationen stieß er auf das völlig heruntergekommene, fast entvölkerte Dorf Taizé im Burgund, das nur noch von alten und einsamen Menschen bewohnt wurde. Von einem Genfer Notar hatte er den Hinweis erhalten, hier stünde ein Haus zum Verkauf. Eine alte Frau, bei der er etwas zu essen fand, bat ihn schüchtern, er solle das Haus kaufen und dableiben. Das überzeugte ihn endgültig von seinem Vorhaben. An diesen 20. August 1940 erinnerte sich Roger genau.

Roger kaufte mit geliehenem Geld das Haus und begann sogleich, darin eine winzige Kapelle einzurichten und das angrenzende Landstück eigenhändig zu bebauen. Fast jede Stunde kamen Flüchtlinge –

darunter waren auch entflozene französische Kriegsgefangene – ins Dorf, die an seine Tür klopfen und manchmal hielt sich ein ganzes Dutzend von ihnen im Haus auf. Sie wurden von Roger mit Brennnesselsuppe verköstigt und die karge Mahlzeit verfeinerte er mit reichlich vorhandenen Schnecken. Es verwundert nicht, dass die Behörden misstrauisch wurden, häufig eine Zivilstreife vorbeikam, die ihn verhörte. Roger erlebte bange Momente in dieser Zeit, die er noch ganz allein in Taizé verbrachte. In seinem Tagebuch schrieb er: "Ich kann einen Sommerabend im Jahr 1942 nicht vergessen ... Ich wusste mich in Gefahr wegen der Flüchtlinge, die ich im Haus beherbergte. Unter ihnen waren Juden. Schwer hing die Drohung einer Verhaftung und Verschleppung über mir ... An jenem Abend, als die Angst mein Herz zusammenschnürte, war in mir ein vertrauensvolles Gebet, das ich zu Gott sprach: Selbst wenn man mir das Leben nimmt, weiß ich, dass du, lebendiger Gott, weiterführen wirst, was hier begonnen hat, die Grundlegung einer Communaüté." (Frère Roger 13f; Laplane 145)

Im Herbst 1942 – inzwischen war die deutsche Wehrmacht auch in diesen Teil Frankreichs einmarschiert – besetzte die Gestapo das Haus und nahm alle Bewohner mit, als Roger gerade einem Flüchtling über die Schweizer Grenze half. Irgendjemand aus dem Dorf hatte ihn denunziert. Roger konnte deshalb nicht zurückkommen, sondern musste in der Schweiz bleiben. Mit drei Freunden mietete er in Genf eine Wohnung, wo sie den schon in Lausanne begonnenen Lebensstil der "Communaüté" weiterführten, so wie Roger ihn später in der "Regel" festhielt: "Lass in deinem Tag Arbeit und Ruhe vom Wort Gottes ihr Leben empfangen; wahre in allem die innere Stille, um in Christus zu bleiben; lass dich durchdringen vom Geist der Seligpreisungen: Freude, Einfachheit, Barmherzigkeit." Zu dieser ersten "Brüdergemeinschaft" gehörten der Theologiestudent Max Thurian, der Agronomiestudent Pierre Souvairan und Daniel de Montmollin, der vom Pfarrberuf auf Töpfer umsattelte und später mit den von ihm bekannt gewordenen Keramikprodukten zum Lebensunterhalt der Gemeinschaft beitrug.

Nachdem 1944 Charles de Gaulle als Befreier in Paris einzog, konnte Roger zusammen mit seinen drei Freunden nach Taizé zurückkehren. Sie kümmerten sich zum Ärger mancher Dorfbewohner um deutsche Kriegsgefangene, die in zwei Lagern in der Nähe untergebracht waren, versorgten sie mit Nahrung und luden sie in ihr Haus ein. Dass verbitterte Frauen, die ihre Männer in deutschen KZs verloren hatten,

in ein Lager eindringen und einen jungen katholischen Priester bis zu Tode misshandelten, konnten auch die vier Brüder nicht verhindern. "Es waren die Jahre, in denen der Hass nichts als Hass zeugte" – sagte Frère Roger 1974 später in Frankfurt, als er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels entgegennahm. Der schreckliche Krieg hinterließ nicht zuletzt von ihren Eltern im Stich gelassene Kinder sowie viele Waisenkinder. Spendengelder aus der eigenen Familie und von Schweizer Freunden machten es möglich, dass ein Haus gemietet werden konnte, um zwanzig verlassene Kinder in zwei Wohngruppen aufzunehmen und zu versorgen. Dabei half Rogers jüngste, noch unverheiratete Schwester Geneviève, eine hochbegabte Pianistin; sie war eine der "Mütter" (mamam) dieser Waisenkinder. Auch für deren spätere Ausbildung kamen die Brüder auf. Es war ein hartes Leben in der unmittelbaren Nachkriegszeit, zumal es Zeit brauchte, bis die Landwirtschaft etwas abwarf. Deren wirtschaftliche Erträge waren sehr spärlich, mussten doch die Felder erst bestellt werden. Das war der Anfang der inzwischen bekannten Communauté von Taizé.

Aus einem losen Freundschaftskreis entstand, ohne feste Absicht, der erste protestantische Männerorden, der – auch dies wiederum, ohne Absicht – als Ergebnis eines gemeinsamen Lernprozesses die drei traditionellen Mönchsgelübde übernahm: Gütergemeinschaft (Armut), Anerkennung einer Autorität (Gehorsam), ungeteiltes Leben (Ehelosigkeit). Um ihrer Berufung treu bleiben zu können, nämlich Christus ganz verfügbar zu sein, verlange dies – so ihre Grundüberzeugung – eine vorbehaltlose Hingabe. Am Osterfest 1949 verpflichteten sich sieben Brüder zu lebenslangem Engagement; dieses Datum gilt als die Geburtsstunde der Communauté von Taizé, die sich als Familie, als "Gleichnis der Gemeinschaft" versteht, nach der Frère Roger schon lange leidenschaftlich suchte: "ein Gleichnis der Gemeinschaft, ein einfacher Widerschein jener einzigartigen Gemeinschaft, die der Leib Christi, seine Kirche ist, und dadurch auch ein Keim in der Menschheitsfamilie." (Spink 194; vgl. Frère Roger 32) "Gleichnis der Gemeinschaft" zu sein erfordert die Versöhnung der Christen untereinander und zugleich das Engagement für die Überwindung menschlicher Konflikte. Drei Jahre später entstand die von Roger verfasste "Regel von Taizé", die immer wieder überarbeitet und vereinfacht wurde. Seit 1969 stießen katholische Brüder zur Gemeinschaft hinzu, später entschieden sich auch Männer aus der anglikanischen und orthodoxen Kirche für das Leben in der Communauté, die zusammen einen "ökumenischen Männerorden" bilden. Inzwischen gehören ca. 100 Brüder aus 30 Na-

tionen zur Communauté von Taizé, die in sozialen Brennpunkten unter den Armen weltweit (Brasilien, Bangladesch, Senegal u.a.) ein einfaches Leben nach der "Regel von Taizé" führen. Und weil Regel nach Gesetz und Behördensprache klang, erschien die Regel in den 70er Jahren unter dem Titel "Die Quellen von Taizé"; diese redigierte Frère Roger 2001 ein letztes Mal und gab den "Quellen von Taizé" den Untertitel "Gott will, dass wir glücklich sind." Es war der 16. August 2005, als eine geistesranke Rumänin während des täglichen Abendgebets in der Versöhnungskirche von Taizé, inmitten von zweieinhalbtausend vorwiegend Jugendlicher, mit einem Messer mehrfach auf Frère Roger einstach. Ein roter Fleck breitete sich auf seinem weißen Gewand aus. Wenige Augenblicke später verstarb der Gründer der Communauté von Taizé. Auf dem Friedhof der alten Dorfkirche wurde er neben anderen Brüdern beigesetzt.

"Wenn es stimmt, dass im letzten halben Jahrhundert mehr an den Gemeinsamkeiten zwischen den Konfessionen gewachsen ist als in über vier Jahrhunderten zuvor seit der Reformation, dann fragen sich heute immer mehr Menschen, warum das nicht in sichtbare Ergebnisse umgesetzt wird. Sie verstehen vielfach die Kirchenleitungen nicht mehr ... In Taizé wird Ökumene gelebt. Und es wird für sie gebetet. Die noch vorhandenen Unterschiede werden nicht nur diskutiert. Das erfüllt die Sehnsucht vieler Menschen und ist ein Zeichen der Hoffnung. Die Gemeinschaft der Brüder von Taizé ist wie ein reales Symbol dafür, dass Versöhnung über alle Gräben hinweg möglich ist ... (und zugleich) macht (es) den Skandal, das Ärgernis der Spaltung offenbar. In Taizé brennt (jedenfalls) die Glut des Willens zur Einheit." (Albus 119f) Das wird nicht zuletzt durch die Tatsache erhärtet, dass sich jedes Jahr – und dies über Jahrzehnte hinweg bis heute – Tausende von Menschen, vor allem Jugendliche, nach Taizé aufmachen, um mit den Brüdern zusammen unter bescheidenen Bedingungen nach dem Sinn des Lebens und des Glaubens zu fragen, gemeinsam zu schweigen und betend zu singen. Wie lässt sich diese von Frère Roger kaum vorhergesehene oder von ihm gar beabsichtigte Wirkung seiner "ökumenischen Inspiration" erklären und verstehen?

Schon seit Langem bewegte Frère Roger und seine Brüder die Frage, warum so viele Jugendliche weltweit immer weniger oder gar nicht mehr an kirchlichen Gottesdiensten teilnehmen. Darauf seine aus dem inneren Schweigen (*silence interieur*) kommende Antwort: "Würde Christus in der Gemeinschaft seines Leibes, seiner Kirche, nicht so al-

lein gelassen, gäbe es mehr Jugendliche in den Kirchen. Dann hätte sich unsere Communauté nicht bemüht, jungen Menschen Raum zu geben um beten beten und miteinander sprechen zu können, und jemanden zu finden , der ihnen zuhört. Wir möchten uns den Jugendlichen öffnen, nicht nur in Taizé, sondern auch bei Treffen in den verschiedenen Ländern Europas und auf den anderen Kontinenten, auch dort, wo einige von uns Brüdern das Leben der Armen teilen.... wir sehen, dass die Schönheit eines gesungenen Gebetes, bei dem gemeinsam gesungen wird, mit seiner Schönheit in Jugendlichen die Sehnsucht nach Gott weckt und sie in die Tiefe eines kontemplativen Wartens führt ." (Frère Roger 70f) Damit wird jenes Geheimnis von Taizé angesprochen, das offenbar den Brüdern den Menschen zu vermitteln gelingt, nämlich die Erfahrung von Vertrauen. "Es ist kein billiges Vertrauen. Und es ist nicht nur ein Vertrauen zu sich selbst oder ein Vertrauen von Menschen auf Menschen. Es ist ein tiefes, durch keine noch so zerstörerische Erfahrung des Lebens zu besiegendes Vertrauen, ein Grundvertrauen.... in einen alles tragenden Grund. Es ist das Vertrauen in Gott selber. (Albus 145)

"Ein solches Vertrauen nährt keine Illusionen; es drängt uns vielmehr, aktiv zu sein und uns zu bemühen, den Nächsten zu verstehen und zu lieben." (Frère Roger 85)

Giancarlo Collet (* 21. Februar 1945) ist ein katholischer Theologe aus der Schweiz, Mitglied des Freckenhorster Kreises



Literatur:

Frère Roger, Die Grundlagen der Communauté von Taizé. Gesammelte Schriften von Frère Roger, Band 1, Freiburg 2011.

Michael Albus, Taizé. Die Einfachheit des Herzens. Das Vermächtnis von Frère Roger, Gütersloh 2206.

Christian Feldmann, Frère Roger, Taizé. Gelebtes Vertrauen, Freiburg 2005.

Sabine Laplane, Frère Roger. Die Biografie, Freiburg 2018.

Max Schoch, Roger Schutz und die Bruderschaft von Taizé, in: Gegen die Gottvergessenheit. Schweizer Theologen im 19. und 20. Jahrhundert, Hg. St. Leimgruber – M. Schoch, Freiburg 1990, 640-651.

Kathryn Spink, Frère Roger. Gründer von Taizé. Leben für die Versöhnung, Freiburg 2007.



Freckenhorster Kreis im Bistum Münster
c/o Ludger Ernsting
Heilige-Geist-Str. 7
45657 Recklinghausen
Tel.: 02361-23273
Fax: 02361-13948
E-Mail: fk-buero@gmx.de
www.freckenhorster-kreis.de

21. Januar 2023

Liebe Mitglieder, liebe Freundinnen und Freunde des FK,
zur diesjährigen **Vollversammlung** des Freckenhorster Kreises laden wir Euch herzlich ein.

Die Vollversammlung - auch für Interessierte offen - findet statt am

**Freitag, dem 17.03.2023, im Pfarrheim St. Sebastian,
in 48161 Münster-Nienberge, Kirmstraße.**

Um **16.30 Uhr** beginnen wir mit einem Stehkafee.

Um **17.00 Uhr** soll die Vollversammlung beginnen.

Folgende **Tagesordnung** schlagen wir vor:

1. **Begrüßung und Vorstellung** mit Genehmigung der Tagesordnung
2. **Schwerpunktthema:** Impuls: Dr. Fabian Sandkühler: „Klimaschutz als Handlungsfrage“ -
Austausch und Gespräch

19.00 Uhr bis 19.30 Uhr **Pause / Imbiss**

3. Regularien:

- Jahresbericht 2022/2023 der Sprecher*innen - Aussprache
- Zwischenbericht zum Thema "Missbrauchsstudie im Bistum Münster"
- Berichte aus den Arbeitskreisen und Regionalgruppen
- Kassenbericht und Nachfragen

4. Wahlen für die Sprecher*innengruppe: Drei sind zu wählen.

5. Ideen und Vorschläge für die kommende Zeit

Geplantes Ende: 21.00 Uhr

Über eine zahlreiche Teilnahme an der Vollversammlung würden wir uns freuen. Eine eigene Anmeldung ist nicht erforderlich, sodass auch

eine spontane Teilnahme möglich ist.

Herzlich willkommen!

Astrid Brückner

Ludger Ernsting

Ludger Funke

Vollversammlung des Freckenhorster Kreises 2023 in Nienberge

Die Vollversammlung des Freckenhorster Kreises am 17. 3. 2023 im Pfarrheim St. Sebastian in Münster Nienberge wurde durch folgende Tagesordnung strukturiert:

Beginn. 17.00 Uhr

Leitung der Versammlung durch die amtierende Sprecher*innengruppe:

Astrid Brückner, Ludger Ernsting und Ludger Funke

(Die Anwesenheitsliste weist 23 Teilnehmer an der Vollversammlung aus.)

1. **Begrüßung** und Vorstellung mit Genehmigung der Tagesordnung

2. **Schwerpunktthema:**

Statt des geplanten Impulsreferates „Klimaschutz und Haushaltsfrage“ wegen Absage des Referenten Dr. Fabian Sandkühler von Ludger Ernsting Denkanstöße zu Kernsätzen aus der Enzyklika „Laudato si“ von Papst Franziskus



Foto: H.B. Terbille

19.00 – 19.30 Uhr Abendimbiss

3. **Regularien:**

- Jahresbericht 2022 / 2023 der Sprecher*innen – Aussprache
- Zwischenbericht zum Thema „Missbrauchsstudie im Bistum Münster“
- Berichte aus den Arbeitskreisen und Regionalgruppen
- Kassenbericht und Nachfragen

4. **Wahlen für die Sprecher*innengruppe: Drei sind zu wählen.**

5. Ideen und Vorschläge für die kommende Zeit

Geplantes Ende: 21.00 Uhr

Zu 3. Regularien: folgende Vorlagen:

Jahresbericht der Sprecher*innengruppe des Freckenhorster Kreises
vom Oktober 2022 bis zum März 2023 (s.S.42)

Jahresbericht Büro (s.S.44)

Übersicht über die Konten des Freckenhorster Kreises, von Ludwig Wilmes betreut, von Peter Möller und Mathilde Storm geprüft (s.S.46)

Zu 4. Wahlen für die Sprecher*innengruppe

Ludger Funke verabschiedete sich aus der Sprecher*innengruppe. Zur Wiederwahl kandidierten Astrid Brückner, Ludger Ernsting und neu Till Thieme. Die Kandidaten wurden einstimmig gewählt.

Bericht der Sprecher*innen- gruppe des Freckenhorster Kreises vom Oktober 2022 bis zum März 2023

Vorbemerkung

Die letzte „ordentliche“ Vollversammlung hat am 12.4.2018 im Pfarrheim von St. Sebastian in Münster-Nienberge stattgefunden. 2019 – im Jahr unseres fünfzig-jährigen Bestehens – ist eine „abgespeckte“ Vollversammlung am 3. Oktober in der LVHS in Freckenhorst durchgeführt worden. Die Vollversammlung 2020, zu der wir am 20. März nach Münster-Nienberge eingeladen hatten, musste wegen der Corona-Pandemie ausfallen. Wegen „Corona“ hat es auch in den Jahren 2021 – am 2. Oktober – und in 2022 – am 3. Oktober – nur eine „abgespeckte“ Form der Vollversammlung im Rahmen unserer Jahrestagung in Freckenhorst



Foto: H.B. Terbille

gegeben. Ein ausführliches Protokoll der Vollversammlungen 2021 und 2022 findet sich in den „FK-Informationen“ Nr. 173 vom Dezember 2022. Da wir wieder zur regelmäßigen, jährlichen, „ordentlichen“ Vollversammlung des FK im März bzw. April zurückkehren möchten, umfasst dieser Bericht die Monate Oktober 2022 bis März 2023.

- **Der Ständige Arbeitskreis** hat sich zwischen Oktober 2022 und März 2023 fünfmal getroffen, und zwar jeweils am Sonntagnachmittag von 15.00 bis ca. 18.00 Uhr im Gasthaus in Recklinghausen (23.10., 13.11., 15.1., 12.2. und 12.3.). Er besteht zurzeit aus 12 Mitgliedern.

- Ca. 250 Mitmenschen gehören als **Mitglieder unserem Kreis** an. Darunter 12 Mitglieder im Ausland. Außerdem erhalten ca. 190 „Interessierte“ unsere FK-Informationen.

- Die **FK-Informationen** erscheinen in der Regel dreimal im Jahr: April, August, Dezember. (Letztes Heft: Nr. 173, Dezember 2022, „In Dogmen nicht zu fassen...“) Viele Jahre – bis zum Erscheinen der Nr. 150 im April 2015 – lag die Redaktion in den Händen von Angelika Wilmes. Seit Nr. 151 (September 2015) kümmern sich Ingrid und Heinz-Bernd Terbille mit viel Einsatz und Sorgfalt um die FK-Informationen, die weiterhin ein wichtiges Bindeglied zwischen Mitgliedern und Interessierten sind. Insgesamt sind das bis heute 23 Hefte. Wie viel Arbeit! Vielen Dank! Da Ingrid und Heinz-Bernd Terbille mit der August-Ausgabe die Verantwortung für die Redaktion der FK-Informationen abgeben möchten, ist es in nächster Zeit eine wichtige Aufgabe für den Ständigen Arbeitskreis, eine gute Nachfolge-Regelung zu finden.

- Ein weiteres, wichtiges, aktuelles Medium ist unsere **Homepage**: www.freckenhorster-kreis.de. Darum kümmert sich Markus Gutfleisch – uns immer wieder nachfragend und nachdrücklich erinnernd. Auch ihm sei herzlich gedankt.

- Ein ausdrückliches Dankeschön sei auch Monika Otto – sie kümmert sich um die umfangreiche **Büroarbeit** – und Ludwig Wilmes gesagt. Er hat unsere **Finanzen und die Konten** im Blick.

- Der Verein **„Solidaritätsfonds des FK“** leitet beträchtliche Spenden-Summen an unsere Partner in Brasilien weiter. Peter Möller kümmert sich weiterhin in Absprache mit Ludwig Wilmes um die „laufende“ Arbeit des Vereins.

- Unser Schwerpunktthema **„2020 – Ein Jahr / Kirche an der Seite der Armen“** hat nicht die Resonanz gefunden, die wir uns erhofft haben.

- Die vom 3. bis 5.1.2023 in Freckenhorst **geplanten Einkehrtage** mussten leider wegen Verhinderung der Begleiterin abgesagt werden. Die Einkehrtage im nächsten Jahr sollen stattfinden vom 8. bis 10.1.2024 in der LVHS in Freckenhorst.
- Mehrfach ist im Ständigen Arbeitskreis über die **Archivierung der FK-Unterlagen** gesprochen worden. Sie sollen an das Landesarchiv NRW / Abteilung Westfalen am Bohlweg in Münster gegeben werden. Die Verhandlungen und Absprachen mit dem Landesarchiv laufen.
- Wir haben eine Stellungnahme zum **Abstimmungs-Verhalten zweier Münsteraner Weihbischöfe beim Synodalen Weg** veröffentlicht. Daraufhin hat es am 29. 11.2022 ein Gespräch von vier Mitgliedern des Ständigen Arbeitskreises mit Weihbischof Rolf Lohmann gegeben.
- Im Nachgang zu unserer Veranstaltung zum Thema „Missbrauch“ mit Prof. Dr. Klaus Große-Kracht am 23.6.2022 in der Kath. Fachhochschule in Münster wollen wir uns intensiver mit dem **Problem „Umgang mit dem Sakrament der Beichte – auch und gerade in der augenblicklichen pastoralen Praxis“** beschäftigen.
- **Regional- und Arbeitskreise:** Regionalkreis Recklinghausen trifft sich einmal im Monat; Arbeitskreis Armut arbeitet in Kooperation mit dem Franz-Hitze-Haus; Arbeitskreis Seelsorger*innen trifft sich vierteljährlich.
- **Vernetzungen:** Mit „Kirche von unten“: Markus Gutfleisch; mit der HuK: Markus Gutfleisch; mit dem ITP (Institut für Theologie und Politik): Norbert Arntz und Alo Echelmeyer; mit Pax Christi: Ferdi Kerstiens; mit dem Franz-Hitze-Haus: Alo Echelmeyer; mit dem Priesterrat: Ulrich Lüke.

Herten / Recklinghausen / Drensteinfurt, den 15. März 2023:
Astrid Brückner, Ludger Ernsting und Ludger Funke.

(Sprecherin / Sprecher des FK)

Freckenhorster Kreis 2023 Vollversammlung Jahresbericht Büro

Mitgliederzahlen

Mitglieder (einschl. Ehepartner*innen): ca. 230

Mitglieder im Ausland: 12 (Schweiz – Österreich – Niederlande – Slowakei – Brasilien – Mexiko)

Interessierte: ca. 180,

darunter einige Organisationen / Gruppierungen (z.B. MISEREOR, ITP,

„Wir sind Kirche“)

Die Zahlen sind leicht rückläufig.

Leider sind auch in den letzten Monaten einige Mitglieder und Freundinnen / Freunde des FK verstorben:

Peter Bertram, Franz Jung

FK-Büro

Das Büro des Freckenhorster Kreises wurde in den zurück liegenden 6 Jahren von meiner Vorgängerin Monika Otto in strukturierter Weise aufgebaut und kompetent und zuverlässig geführt. Nicht nur der Kontakt mit den Mitgliedern und Freunden/ Freundinnen des Freckenhorster Kreises, sondern auch die Zusammenarbeit mit den verschiedensten Partnern wurden von ihr grundlegend in gute Bahnen gebracht.

Deshalb möchte und kann ich hieran gut anknüpfen, getreu dem Motto: Never touch a running system!

Am einfachsten erreichen Sie das Büro über unsere E-Mail-Adresse, die im Briefkopf aller Schreiben sowie jeweils auf der Rückseite der **FK-Informationen** angegeben ist:

fk-buero@freckenhorster-kreis.de.

Natürlich erreichen Sie mich auch postalisch oder telefonisch: dann läuft die Kommunikation über das Gasthaus in Recklinghausen. Nachrichten werden dort an mich weitergeleitet.

Freckenhorster Kreis im Bistum Münster c/o Ludger Ernsting

Heilige-Geist-Str. 7

45657 Recklinghausen

Tel.: 02361-23273

Es gilt weiterhin:

1. Immer wieder kommen Postsendungen als unzustellbar zurück. Bitte melden Sie mir alle Adressänderungen wie auch neue E-Mail-Adressen.

2. Bitte geben Sie bei allen Schreiben / Anfragen / Anmeldungen usw. immer Ihre Adresse und Telefonnummer an, damit ich Sie bei Bedarf schnell kontaktieren kann.

3. Im Sinne von Nachhaltigkeit und Kostenersparnis möchten wir den Versand per Post möglichst reduzieren. Daher wäre es schön, wenn Sie dem Büro Ihre E-Mail-Adresse (falls vorhanden) mitteilen würden.

Übersicht über die Konten des Freckenhorster Kreises / 2022

Kontostand 2021: 5.518,87 € Ausgaben: 7.064,87 €
Kontostand 2022: 6.903,60 € Einnahmen: 8.449,40 €

Schwerpunkte der Ausgaben (gerundet)

Postwertzeichen	2.511 €
Druck der FK-Informationen	2.126 €
Büroausgaben	320 €
Web-Hosting	582 €
Mitglied-Beiträge des FK (IKVU...)	603 €
Tagungen (Honorare, Reisekosten)	922 €
	<hr/>
	7.064 €

An Projekte des Freckenhorster Kreises (Solidarität Fonds) konnten im Jahr 2022 überwiesen werden:

Konto mit den Endziffern	701 EFA (Escola Fam.)	13.500 €
	Pandorga	500 €
Konto	702 Shalom („Amparo“)	6.000 €
Konto.....	705 Demetrius	9.500 €

Prüfung der Konten am 28.02.2023 durch Mathilde Storm und Peter Möller



Da berühren sich Himmel und Erde...

Keine Beichte vor der Erstkommunion

Anfrage zu Umkehr und „Buße“ in der pastoralen Praxis:

Josef Bendfeld

Wo Menschen sich vergessen, die Wege verlassen.
Und neu beginnen, ganz neu.
Da berühren sich Himmel und Erde,
dass Frieden werde unter uns.

Die Frohe Botschaft vom Geschenk der Versöhnung ist ein Angebot für die friedlose Welt unserer Tage. Umfragen zu den Wünschen für das neue Jahr 2023 machen deutlich: Die meisten Menschen in unserem Land sehnen sich nach Frieden und Versöhnung, wenn auch um den richtigen Weg gestritten wird.

Als Christen sind wir herausgefordert, von unserer Hoffnung auf Frieden und Versöhnung, auf Umkehr und Neuanfang zu reden, ein glaubwürdiges Zeichen zu geben. Uns wurde die Botschaft vom Reich Gottes, dem Reich der Gerechtigkeit und des Friedens geschenkt.

Frieden, Vergebung, Versöhnung – wie wird diese Frohe Botschaft in unserer Kirche erlebt und gelebt?

Neuanfang, Vergebung, Versöhnung steht im Zentrum des Lebens Jesu, seiner Predigt und seinen Begegnungen mit den Menschen. Es ist damit Geschenk und Aufgabe unseres Lebens als Christen.

Am Anfang steht Befreiung und Freude, so wird Umkehr ermöglicht.

Der Gott der Bibel zeigt sich wie ein guter Vater, wie eine liebende Mutter.

Ja, Gott selbst ist Gemeinschaft, Liebe, Leben in Fülle!

Davon sprechen die Texte des Alten Testaments, dies zeigt sich im Leben Jesu, in seiner innigen Beziehung zum Vater, den er „Abba = Papa“ nennt.

Kennzeichen dieser Liebe, dieses „Lebens in Fülle“ ist, dass Gott selbst diese Liebe weitergibt: er stiftet immer neu Gemeinschaft, schenkt den Menschen Versöhnung und seine Liebe.

Gott muss nicht erst durch große Bußwerke und Opfer gnädig gestimmt werden!

Er ist nicht der „Strenger Richter aller Sünder.“ Er ist der barmherzige Vater, der dem zurückkehrenden Sohn entgegengeht und für ihn ein Fest feiert.

Davon erzählt die Geschichte des Volkes Israel - das ist der Kern der Botschaft Jesu. Ja, Gott selbst macht den Anfang, er wendet sich den Menschen zu, er sucht Gemeinschaft mit allen Menschen.

Darum heißt Jesu Botschaft zunächst: "Das Reich Gottes ist nahe!!" und erst dann: "Kehrt um und glaubt! Nehmt das Angebot Gottes, sein Geschenk der Gemeinschaft an!"

Und Jesus lebt diese Botschaft, wird selbst zum Angebot vor allem in der vorbehaltlosen Tischgemeinschaft mit den Zöllnern und Sündern. Er isst mit Zachäus in seinem Haus und schickt ihn nicht erst zur „Beichte“. Gerade diese vorbehaltlose Tischgemeinschaft wird zum Ärgernis für die „Gesetzestreuen“ seiner Zeit und nicht zuletzt ist dies ein Anlass für den Kreuzestod Jesu!

Tischgemeinschaft, Brotbrechen zum Zeichen der Versöhnung, davon erzählen viele Geschichten. (siehe auch „Hubertus Halbfas, Tischgemeinschaft“) Als Gegenbild fällt mir der lange, leere Tisch in Moskau vor einem Jahr ein, an dem Putin seine Gäste empfing.

Versöhnung, Vergebung als Geschenk und Auftrag im Alltag unseres Lebens: Es gibt Konflikte, Verletzungen und Schuld, aber es ist beglückend zu erfahren, wenn Versöhnung, Vergebung geschieht, wenn Neuanfang möglich ist. Da - in solchen Momenten - „berühren sich Himmel und Erde“! Das ist Sakrament – Zeichen der heilenden Nähe Gottes.

Versöhnung geschieht im Alltag, wo Menschen Vertrauen schenken, sich öffnen für den Anderen, für Begegnung, für Neues.

Für diese Erfahrung und für den Glauben, dass es Gottes Geist ist, der Fesseln löst und Versöhnung schenkt, gab es im Laufe der Kirchengeschichte verschiedene gottesdienstliche Formen der Feier:

- Taufe, Eucharistie, gemeinsame Bußfeier, Laienbeichte, Beichte beim Priester. Krankensalbung.....

Die in der Geschichte entstandenen vielen gottesdienstlichen Formen der Sündenvergebung und Feiern der Versöhnung verloren in den ersten 60 Jahren des vergangenen Jahrhunderts an Bedeutung. Es gab eine Verengung: die Praxis der Buße war beschränkt auf die Einzelbeichte beim Priester.

Aufgrund der häufigeren Kommunion kam es zur Praxis der monatlichen Beichte. Für nicht wenige Ältere ist diese Praxis mit unangenehmen Erfahrungen verbunden.

In den Berichten der Missbrauchsstudien gibt es Stimmen, die im Zusammenhang mit der Beichte manipulatives Verhalten bis hin zu spirituellem Missbrauch vermuten oder selbst erlebt haben.

Darüber hinaus gibt es den Hinweis, dass die Kombination aus privater Atmosphäre und spirituellem Machtgefälle nicht nur dem geistlichen, sondern auch dem körperlich-sexuellen Missbrauch Tür und Tor öffnen kann.

Seit 1970 gewinnen gemeinsame Feiern der Versöhnung neue Bedeutung.

Für viele ist es gleichzeitig der Abschied von der Einzelbeichte beim Priester. Erich Zenger sagte auf dem Katholikentag in Berlin 1980: Anstelle der „Befreiung“ in der Beichte gibt es jetzt die Befreiung von der Beichte.

Unverständlich und falsch ist es, dass in vielen Gemeinden die Praxis beibehalten wurde, Grundschul-Kinder vor der Erstkommunion zur Beichte zu führen!

In unserer Gemeinde wurde diese Praxis vor über 50 Jahren abgelöst durch einen eigenen Kurs zum Thema Versöhnung, Vergebung. Im Glaubenskurs der 6. Jahrgänge gab es eine Hinführung zu Werten und Normen und zur biblischen Botschaft der Versöhnung. Die Erfahrungen von Vergebung und Versöhnung im Alltag wurden zum Abschluss gefeiert in einem Festgottesdienst und einem anschließenden gemeinsamen Essen. Leider gibt es diesen Kurs nicht mehr und die theologisch sowie pädagogisch und psychologisch falsche Praxis der Beichte vor der Erstkommunion ist wieder eingeführt worden. Dabei wäre es doch notwendig, dass Kinder, die bekanntlich in der Kommunionkatechese zum ersten Mal der christlichen Botschaft begegnen, als erstes nicht den Appell der Buße, sondern die Einladung zum Fest hören. Priester sind für Kinder in diesem Alter nicht Vertrauenspersonen und erste Gesprächspartner.

Beichte ist keine Vorbedingung zur Erstkommunion!, sondern es geht um die Einladung zur gemeinschaftlichen Feier, zum Mahl der Versöhnung.

Die Frohe Botschaft, die Zusage von Versöhnung, von Gerechtigkeit und Neuanfang ist Kern der christlichen Botschaft. Darum ist es gut, ihr einen eigenen katechetischen Raum zu geben und nicht als Vorbedingung für die Erstkommunion. Es ist eine gute Erfahrung, mit älteren Kindern über selbst erlebte Versöhnungen im Alltag (da berühren sich Himmel und Erde) zu sprechen und ein eigenes „Fest der Versöhnung“ zu feiern. Es ist gut, zu feiern, dass der Geist Gottes immer wieder Versöhnung ermöglicht.

Franz-Josef Nocke betont in seinem Buch „Wort und Geste“ : „Kein

katholischer Christ ist nach geltendem Kirchenrecht verpflichtet, jemals in seinem Leben zu beichten – ausgenommen den Fall, er hätte sich durch ein radikal unchristliches Verhalten (Todsünde) aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen“.

Dennoch gilt: Beratung und Ermutigung in einem Einzelgespräch im Auftrag der Gemeinde bleibt auch in Zukunft eine Chance, eine hilfreiche sakramentale Form der Versöhnung, aber es ist eine von vielen.

„Da berühren sich Himmel und Erde...“

Es ist gut zu feiern, dass der Geist Gottes immer wieder Versöhnung ermöglicht. Es gibt sie, die sakramentale Versöhnung im Alltag - zwischen Kindern und Eltern, zwischen Partnern und Freunden, zwischen Völkern und Nationen. Wir alle sind beauftragt, diese Frohe Botschaft zu verkünden und zu leben. Gerade heute ist eine „neue Kultur der Versöhnung“ notwendig, wie Bischof Franz Kamphaus sie schon 1984 in einem Fastenhirtenbrief forderte.

Für die Glaubwürdigkeit einer solchen Kultur ist auch ein öffentliches Eingeständnis von konkreter Schuld der Kirche notwendig. Es geht nicht nur um die Umkehr Einzelner, sondern auch der Kirche als ganzer in dem, was an Praxis und sündhaften Strukturen die Botschaft verdunkelt. Nur so kann der Auftrag, den Jesus seinen Jüngern und damit der ganzen Kirche hinterlässt, erfüllt werden, uns einzusetzen für eine Kultur der Versöhnung in unserer Welt, für Gerechtigkeit und Frieden.

“Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist!” Lk 6,36

Josef Bendfeld, Mitglied des Freckenhorster Kreises

Plädoyer für die Freiheit in der Kirche

„Für uns ist es selbstverständlich, dass der moderne freiheitliche Staat auf dem Prinzip der Gewaltenteilung basiert. Nur so können Machtmissbrauch und Korruption verhindert werden.

Ganz anders ist es in der römisch-katholischen Kirche. Hier regiert das Prinzip der Machtanhäufung – mit den sattsam bekannten, aber kirchenamtlich verdrängten Folgen.

Entweder wird die Kirche freiheitlich demokratisch oder sie verschwindet in der Bedeutungslosigkeit.“

Odilo Noti, Präsident der Herbert Haag-Stiftung

Erklärung der Gastkirche zum Jahrestag des Angriffskrieges Russlands auf die Ukraine

Der christliche Glaube vertraut auf einen Gott, dessen Grundbotschaft „Frieden für alle Menschen“ heißt – auch wenn das nicht selten durch Christen verdunkelt worden ist.

Die christliche Grundbotschaft ist:

Mensch wird man nicht durch Zurückschlagen...

Mensch wird man nicht dadurch, dass man über Leichen geht.

Mit Jesus hat Gott nicht mit Gewalt die Welt zu befreien versucht / nicht mit der Liebe zur Macht, sondern sein Weg war und ist: die Macht der Liebe, die nicht selten das Gesicht der Ohnmacht hat!

Der Geist der Gewaltlosigkeit, aus dem Jesus gelebt und gewirkt hat, kann in einer von Gewalt durchdrungenen Welt nicht davor bewahren, in Situationen zu geraten, die zum Schutz von Leib und Leben nach Gegengewalt rufen.

Man kann die Ukraine in ihrer militärischen Selbstverteidigung und im Ruf nach Waffenunterstützung gegen den russischen Aggressor verstehen: wer maßt sich an, das den betroffenen Menschen abzusprechen ...?

Dennoch: -hindernde und schützende Gewalt ist das kleinere Übel..., aber wir müssen uns das Gespür dafür bewahren: es ist ein Übel, ein Makel an einer Welt, die so nicht sein sollte...

„Selig, die Frieden stiften“: das ist uns ins Grundbuch geschrieben...

„...dann schmieden sie Schwerter zu Pflugscharen“: eine prophetische Perspektive...

Wir sind Christ*innen eingeladen, uns selbst in die Pflicht zu nehmen und andere einladend mit auf den Weg zu nehmen -:

Wir stehen den Seligpreisungen und den Pflugscharen näher als den Verurteilungen und den Waffen!

Uns darf die Abscheu gegenüber Gewalt und Blutvergießen prägen. Sie kann verhindern, der Faszination von Gewaltanwendung als Macht über Leben und Tod zu erliegen.

Uns darf die Sehnsucht nach Frieden prägen und in Bewegung bringen – gerade auch für die Menschen, die unter Krieg und Waffengemetzel leiden.

Daher ist unser Beitrag heute nicht der Ruf nach mehr Waffen... nach mehr Panzern..., mehr Flugzeugen..., mehr..., sondern der Ruf nach einem STOPP aller Gewalt!

(Gastkirche RE/ LE)

Vertrauen in Gott, der stört

Erinnerungen an Christian Herwartz SJ

Christine Funk

Am Vorabend des Requiems und der Beerdigung von Christian Herwartz SJ komme ich vom Treffen von Begleiter*innen von Straßenexerzitien, zu dem eine Begleiterin in ihr großes Wohnzimmer eingeladen hatte, nach Hause. Wieder war die faszinierend vertrauensvolle Atmosphäre lebendig wie bei den Begleitgesprächen während der Straßenexerzitien, wenn die Exerzitand/inne/n von ihrem Tag auf der Straße erzählen.

Jeder und jedem fällt es schwer, aus den Erinnerungen auszuwählen. Sie sind so vielfältig und unterschiedlich, wie es die versammelten Menschen sind. Man muss von sich erzählen, so kann der Abwesende im Reichtum seiner Persönlichkeit spürbar sein. Im Zuhören zeigt sich, dass Menschen mit unterschiedlichsten Schmerz- oder Mangel Erfahrungen, mit Fragen und Sehnsüchten von Christians Vertrauen gestärkt und verändert wurden. Dankbarkeit für das empfangene Vertrauen und seine radikale Offenheit, die die eigene Lebendigkeit und Intuition aus Situationen des Zwangs oder Verstrickungen befreien half. Viel Freundschaft aus langen Jahren ist im Raum spürbar, unterschiedlichste Beziehungen: aus Familie, Arbeitergeschwistern, dem Jesuitenorden, der Ökumene, der Wohngemeinschaft, den Straßenexerzitien und aus anderen Kontexten. Begegnungen mit ihm waren bei einigen Durchbruch zu und Begleitung in Lebenswenden; Ermutigungen, die eigene Wut nach Demütigungen in Stärke zu verwandeln; Geschichten der Konfrontation waren zu hören und solche zarter Einfühlung; Erzählungen von Widerstand gegen (Klerikal-)Mächtige, viel auch von Ermächtigung durch Vertrauen, Liebe und Präsenz.

Mabel formuliert die Erfahrung vieler: „Christian war ein Bruder, der nie versucht hat, etwas nach seinem Geschmack oder Vorsätzen zu steuern, sondern respektvoll und achtsam hingehört hat, der mitgespürt hat und den Spuren Gottes „barfuß“ mit nachgegangen ist.“

In den Straßenexerzitien ist die Aufmerksamkeit auf den je persönlichen Gottesnamen eine Übung, „Gott, DU...“, die du mich schön ansiehst“, „Gott, der Du mir die Sehnsucht nach Gerechtigkeit ins Herz gelegt hast“, „Gott, Du.., der mich stört“. Christian konnte oft wie entschuldigend sagen: „Gott ist ein Halunke“. Moralisierende Wertungen oder psychologisierende Erklärungen waren nicht sein Repertoire, statt dessen Verbundenheit und Solidarität, mit denen, die von oben

herab schlecht gemacht werden, die von anderen als „die Störer“ an den Rand gedrängt werden.

Für mich ist Christian der, in dessen Netzwerken ich mich „katholisch“ in Berlin beheimaten konnte. Nach einem Familienumzug 2006 und dem Glück, eine Stelle an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin (KHSB) zu finden, begann eine Zeit vieler Fremdheits-erfahrungen im „katholischen Berlin“ in Gemeinden, Gruppen, mit einzelnen Klerikern. Bis ich eines Samstags zur Mahnwache vor dem Abschiebegefängnis in Grünau ging, die die Ordensleute gegen Ausgrenzung initiierten. Dort war das, was ich seit meinem Studium als Kirche an andern Orten kennengelernt hatte: Einfachheit, konkretes Beten, politische Klarsicht, die sich nicht aufspielte, aber positioniert war. Dort habe ich im Laufe der Zeit Menschen kennengelernt, mit denen ich mich nicht nur kirchlich befreunden konnte. Alle über Berlin verstreut lebend, quasi eine mobile Gemeinde. Unter ihnen die Comboni-Schwestern Margit Forster und Mabel Mariotti, Ricarda Praetorius, Taizéaktivistin in Berlin seit den Zeiten Frère Rogers in den 1960er/70er Jahren und Soeur de l'unité.

Irgendwann bekam ich mit, dass Christian mit anderen in Kreuzberg Exerzitien im Alltag anbot. Da bin ich gern hingegangen, weil mir gefiel, wie lebensnah Bibeltexte gelesen wurden und dazu exegetisch fundiert (Jutta Becker, der verstorbenen ev. Pfarrerin zum Gedächtnis). In diesem Kontext habe ich erste Straßenexerzitien tageweise in Berlin gemacht und die WG 76 Exerzitien auf der Straße "Respektvolles Hören und Sehen..." in der Naunynstraße kennengelernt. Außer dem biblischen und geistlichen „Mehrwert“, waren die Straßenexerzitien wunderbare Gelegenheiten, mich in vielen Stadträumen Berlins im Vertrauen zu bewegen und zu staunen. Schnell war ich mir sehr sicher, dass das Gerede von Berlin als „gottloser Stadt“ wirklich von einem höchst elitären Gott fixierenden Bild zeugte. Denn hier schrieb Alfred Delp sogar im Gefängnis: „Die Welt ist Gottes so voll.“ Und wer aufmerksam unterwegs ist, vernimmt, dass Spuren Gottes in unterschiedlichster Weise wahrnehmbar sind. Jede Muslima bezeugt mit ihrer Kopfbedeckung ihr Vertrauen auf die Barmherzigkeit des je größeren Gottes. So kam auch die Gedenkkirche Maria Regina Martyrum mit dem monumentalen Auferstehungsgemälde Georg Meistersmanns und die evangelische Schwester-Gedenkkirche mit Alfred Hrdlickas Totentanz in meinen Horizont.

Auch dort war Christian gelegentlich präsent zusammen mit Klaus Mertes und anderen Jesuiten. Ihren Predigten und Performanzen ver-

danke ich die Sicherheit, dass in den Plötzenseekirchen die überzeugendste Geschichte des ökumenischen Zeugnisses für die Gegenwart grundiert ist und mit unmittelbarer Relevanz immer neu zu aktualisieren ist. In Zeiten, in denen in der Kirche die Machtfrage endlich nicht mehr nur unter dem Dienstsprech versteckt wird, erscheint Christians Engagement als ehemaliger Arbeiterpriester und Mitglied der Arbeitergeschwister exemplarisch prophetisch. Er gab von seiner „Amtsmacht“ als Jesuit und Priester ab - oft genug Mitbrüder und das diözesane Predigtestablishment provozierend – an die Menschen seiner WG und an die, denen er in Exerzitien begegnete. In Gottesdiensten schuf er Räume gleichberechtigten Sprechens für Frauen, er teilte die Gebete des Hochgebets mit „normalen“ Teilnehmer*innen des Gottesdienstes. Gegenseitige Fußwaschungen mit Salbung stifteten dichte Verbundenheit mit der ermächtigenden Zeichenhandlung Jesu, die andere in Würde setzt. Er hatte eine große Begabung für performative Kreativität liturgischer Handlungen auf der Straße oder an unscheinbaren Orten. Sie speiste sich aus dem Zusammenklingen von „Straße“, der Überzeugung, dem Auferstandenen auf der Straße z.B. in obdachlosen Menschen zu begegnen und den Worten der Hl. Schrift, die er in je verschiedener Beleuchtung situationsgerecht interpretieren konnte.

Auslegungen der Hl. Schrift aus den Erfahrungen der Straße bleiben prägend wie z.B., die Überzeugung, dass unter den frustrierten Emmaus-Jüngern ein Ehepaar war, das Jesus zu sich nach Hause einlud. Die entschiedene Übersetzung der Auseinandersetzung mit den Schriftgelehrten über die Schuld der „Ehebrecherin“ (Joh 8,7) „Lasst sie in Ruhe“ wirkt immer wieder befreiend.

Erinnerungen an Christian Herwartz sind mit viel und großer Dankbarkeit verbunden, weil er den Sinn bestärkt hat, dass Jesus die Straße ist (Joh 14,6), auf der die Wahrheit des Lebens mit Gott gefunden wird.

(Christine Funk ist Professorin für Systematische Theologie und ihre Didaktik an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin (KHSB) - Christine.Funk@khsb-berlin.de

Biblische Zeitansagen

Ein geistliches Tagebuch in
wirrer Zeit
von Ferdinand Kerstiens

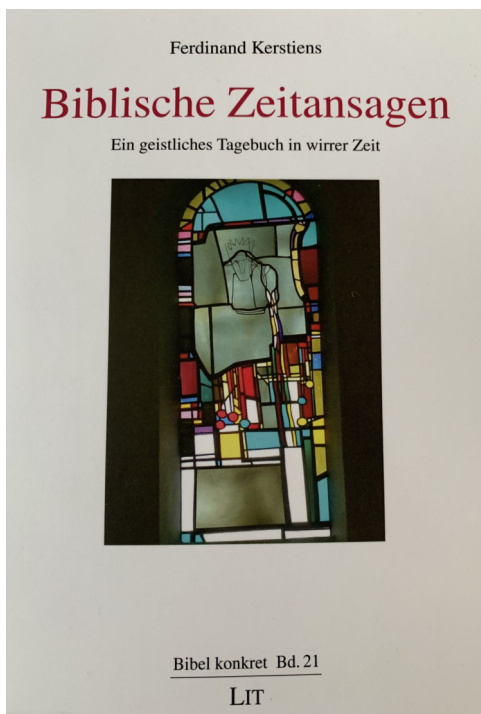
Mit einer Beschreibung des Um-
bu-Baumes, der in seinen Wur-
zelblasen Wasser speichern kann,
um Trockenzeiten zu überste-
hen und auch menschlichen Durst
zu stillen, führt Ferdinand Kerstiens in die Lektüre von 14
Sonntagsimpulsen ein. Seine An-
regungen interpretieren bibli-
sche Texte, die sich an der
katholischen Leseordnung orien-
tieren.

Pax Christi, die deutsche Sektion
der internationalen Friedens-
bewegung, deren Mitglied er ist,
hatte ihn eingeladen, sich an der
Auslegung biblischer Texte zu

beteiligen. Mit seinen Impulsen bietet er Anregungen zu Gesprächen
in kleinen Kreisen, in Gottesdiensten oder auch nur zum persönlichen
Nachdenken und entsprechendem Handeln an.

Die Impulse sind immer nach dem gleichen Schema strukturiert:
Hinführung zum biblischen Text, der Text selbst und die Auslegung
auf der Basis fundierter exegetischer Kenntnisse in Verknüpfung mit
der Lebenserfahrung des Verfassers. So bieten die Impulse in diesen
Zeiten der Pandemie und Ukrainekrieg bedingten Verunsicherung
orientierende Hilfen zum Tun und Hoffnung auf ein Leben aller
Menschen in Freiheit und Würde, Kennzeichen des ersehnten
Gottesreiches.

Das Buch „Biblische Zeitansagen“ von Ferdinand Kerstiens ist im Büro
des Freckenhorster Kreises (Adresse auf der Rückseite des Heftes)
vorrätig. Es kostet 10,00 €.



Freckenhorster Kreis

FK-Sprecher

Ludger Ernsting
E-mail: ludger.ernsting@t-online.de
Astrid Brückner
E-mail: astrid.brueckner@gmx.net
Till Thieme
E-mail: till.97@gmx.de

FK-Büro:

Freckenhorster Kreis
c/o Gasthaus Recklinghausen
z.H. Astrid Brückner
Heilige Geist Str.7
45657 Recklinghausen
E-mail: fk-buero@freckenhorster-kreis.de
Internet: <https://www.freckenhorster-kreis.de/>

Schriftleitung: Layout:

Heinz Bernd Terbille
Ingrid Terbille
Baltrumstr. 23
45665 Recklinghausen
Tel: 02361/46117 Fax: 02361/492049
E-Mail: hb.terbille@t-online.de
i.terbille@t-online.de

Unsere Konten:

Ludwig Wilmes, verantwortlich
Tel: 02536 1408

DKM BIC: GENODEM1DKM

Brasilien: IBAN: DE42 4006 0265 0003 799701

Amparo / ,CCA': IBAN: DE15 4006 0265 0003 799702

Demetrius: IBAN : DE31 4006 0265 0003 799705

Beitragskonto:

IBAN: DE69 4006 0265 0003 799700
Mitglieder (M) 35 Euro
Interessenten (I) 7,50 Euro